Sonntags-Bibliothek.

Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer

zur

Erweckung und Erbauung der Gemeine.

Herausgegeben

von

Freunden des Reiches Gottes.

Eingeleitet

von

Dr. A. Tholuck,

Professor und Consistorial-Rath.

Vierter Band. — Erstes Heft.

Casimir, reg. Graf zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, und das religiös-kirchliche Leben seiner Zeit von F. W. Winckel.

Bielefeld, 1850.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Ankündigung.

Mit der Herausgabe dieser Sammlung von

Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer

hoffen wir einem tiefgefühlten Bedürfniß der gegenwärtigen Zeit entgegenzukommen. Ueberall gibt sich im Volke ein großes Verlangen nach solchen Schriften zu erkennen, welches das neu entstandene religiöse Leben zu nähren und zu fördern im Stande ist, und es ist in den letzten Jahrzehnden vieles geschehen, um dieses Verlangen zu stillen. Man hat es nicht ohne Glück versucht, gesunde Kernschriften vergangener Zeit wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen; man ist mit vielen religiösen Zeitschriften zu Hülfe gekommen, und dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß dadurch schon viel zur Verbreitnng und Förderung eines wahrhaft christlichen Lebens beigetragen worden ist. Unsere Zeit hat indessen Bedürfnisse, welche weder Zeitschriften, deren Inhalt mehr oder weniger flüchtig an dem Geiste vorübergeht, noch Bücher aus der Vergangenheit genügend befriedigen können. Sie will geistnährenden und herzerquickenden Stoff in einer entsprechenden, Theilnahme erregenden, und fesselnden Form. Beides möchten wir in unserer Sammlung ihr darbieten. Lebensbeschreibungen sind dazu besonders geeignet, und die Erfahrung hat es hinlänglich gelehrt, von welchem entschiedenen und gewaltigen Einflusse sie für Unzählige gewesen sind. Während sie auf der einen Seite dem Leser einen reichen Wechsel der äußeren Lebensverhältnisse vorführen, zeigen sie zugleich in lebendiger Anschauung das innere Geistesleben der verschiedenen Persönlichkeiten in seiner Eigenthümlichkeit und werden dadurch nicht selten Leitsterne für das eigne Leben des Lesers. Wir aber wollen zu gleicher Zeit Lebensbeschreibungen christlicher Männer geben, Lebensbeschreibungen, aus denen namentlich die Kraft eines lebendigen Glaubens nach der ganzen Fülle seiner Aeußerungen dem Leser entgegentreten soll, und denen wir eben dadurch einen bleibenden Werth und einen fortgehenden Segen zu sichern wünschen. Unsere Literatur, wenngleich nicht arm an Lebensbeschreibungen frommer Männer überhaupt, bietet doch bis dahin Weniges dar, was aus diesem Gebiete zu gleicher Zeit dem Volke leicht zugänglich wäre.

Casimir,

regierender Graf zu Sayn=Wittgenstein=Berleburg,

und

das religiös-kirchliche Leben seiner Zeit.

Dargestellt

von

Friedrich Wilhelm Winckel,
Pfarrer zu Berleburg.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1850.

Vorwort.

Die nachfolgende Darstellung ist nicht ein Auszug aus meinem zum Besten des hiesigen Kirchenbaues herausgegebenen Schriftchen: „Aus dem Leben Casimir's, Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner, 1842", sondern fast durchgehends Ergänzung desselben aus archivalischen, damals mir noch nicht zugänglich gewesenen Quellen. Sie beabsichtigt vorzüglich den Lesern der Sonntagsbibliothek auf dem kleinen Schauplatz, auf welchem sie sich bewegt, eine Anschauung des christlichen Lebens in der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes, wie es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, zu geben.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Von den Vorfahren des Grafen.

Das letzte Wort des alten Testaments:
„Er soll das Herz der Väter bekehren zu ihren Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern." Mal. 4, 6.

Das Haus der Grafen von Sayn-Wittgenstein-Berleburg war im 17ten Jahrhundert von mancherlei Unfällen betroffen worden. Zwar fröhlich hatte es dasselbe angetreten. Als der herrliche Fürst Ludwig der Aeltere von Sayn, Graf zu Wittgenstein, im Jahre 1605 die Augen schloß, blühte sein Stamm in dreien trefflichen Söhnen, Wilhelm, der die Grafschaft Sayn ererbte, Ludwig, der zu Wittgenstein, und Georg, dem ältesten, der zu Berleburg regierte. Ihr Vater hatte das Tagewerk seines Lebens, die völlige Ausbildung einer evangelisch-reformirten Kirchenverfassung in seinen Grafschaften, treulich vollbracht, und jene Söhne waren ihm Bürgschaft dafür, daß die äußeren Formen der Verfassung vom Geist belebt, daß christliche Erkenntniß und Ge-

sinnung in den Menschen seiner Gebiete immer mehr Wurzel fassen werden. Denn was sind doch alle die trefflichsten kirchlichen Anordnungen, wenn nicht Menschen voll Treue und Gehorsam, voll Begeisterung für den Herrn und sein Reich in denselben wirksam sind! Zu solchen aber seine Söhne zu erziehen, war des Vaters größte Sorge gewesen, und wie herrlich Gott seine Bemühungen gekrönt habe, sehen wir, wenn z. B. der berühmte Gottesgelehrte Theodor Beza dem Grafen, mit welchem er in vertrautem Briefwechsel stand, über die ältesten beiden, als sie in Genf studirten, am 20. August 1586 schrieb: „Das kann ich Euch versichern, daß sie sich bei uns hier allezeit so betragen haben, daß sie als die vortrefflichsten Muster der Frömmigkeit, der Bescheidenheit, des Fleißes und jeglicher Tugend ihres Alters allen Studenten unserer Hochschule vorleuchten, so daß ich nicht zweifeln kann, daß wenn sie, wie ich zu Gott hoffe, auf dieser Bahn bleiben, sie Euch und den Eurigen zur größten Freude, der Kirche aber, dem Vaterlande und Eurem berühmten Hause zur vorzüglichen Zierde gereichen werden.“ *)

So konnte denn der edle Vater in der zuversichtlichen Hoffnung aus der Welt gehn, daß, der da angefangen das gute Werk in den Seinen, es auch vollenden werde. Aber freilich, es mußte erst durch viel Trübsal bewährt werden, was er gebaut hatte, und ein ganzes Jahrhundert mußte vergehen, ehe die Frucht der Gerechtigkeit reifen und jene Zeit der Ruhe und des Friedens kommen konnte, in welcher im Leben seines Hauses und seiner Unterthanen verwirklicht werden konnte, was er als Urbild im Herzen getragen hatte.

Sein Sohn Georg war bestimmt, die schrecklichsten Zeiten des Krieges auch in Berleburg zu erfahren, der unter allen, die unser Vaterland verwüstet haben, der schrecklichste war, des 30jährigen. Der Chronist schreibt über denselben zum Jahr 1624: „Das gottlose Kriegesvolk hat, wie alle umliegenden Länder, so auch diese Stadt Berleburg, mit großem Schrecken unversehens überfallen, sich selbst in's Rathhaus und in alle Bürgerhäuser gesetzt, daß keine Obrigkeit und Ordnung in geistlichem und weltlichem Regiment in Ehren gehalten und die armen Leute zu unerträglichen Un-

*) Vergl. Friedländer, Beiträge zur Reformationsgeschichte. Berlin, 1837, S. 164.

kosten genöthigt und geschlagen wurden. Sagte man: ich will bei unserm gnädigen Herrn klagen, so schlugen sie noch mehr, sagend, wir sind Herren im Land. Kam man zu ihm, dem regierenden Grafen Georg, so bekam man die Antwort: Ich wollt' gern helfen, kann nicht. Und ob dieser, unser Landesherr, den Unterthanen zum Besten die Kriegsobersten oft zu Gast lud, ihnen große Kleinodien, schöne Pferde mit ganzem Gezeug, bisweilen ein, zwei Ohm Wein verehrte, so verfing das doch bei Vielen wenig." Schlimmere Verwüstungen aber noch, als die rohen Kriegeshorden, richteten die in jener Zeit entfesselten Geister des Wahns und des Aberglaubens an. Wahrsager durchzogen das Land und ängsteten die armen Dorfbewohner mit ihren Unglückssprüchen, und böse Weiber, welche die finsteren Zeiten als Hexen bezeichneten, brachten eben so sehr durch die schrecklichen obrigkeitlichen Maßregeln, welche sie herbeiführten, als durch ihre abscheulichen Zauberkünste, unsägliches Leid in den Schooß der Familien. Ein Abgeordneter des Erzbischofs von *Köln*, Suichard Dham, hielt in den benachbarten kölnischen Städtchen Schmallenberg und Hallenberg seine Glaubensgerichte und wüthete mit Folter und Scheiterhaufen gegen die armen, verführten Menschen. In die Prozesse, die er führte, wurden bald auch Personen aus dem Wittgensteinischen verwickelt. Wenn nun auch gegenüber der katholischen Kirche ein protestantischer Fortschritt sich darin zeigte, daß man — wozu die juristische Facultät zu Marburg in einem Gutachten rieth — das Verbrechen, auch wenn es aus religiösem Wahn hervorgegangen war, nicht von einem geistlichen, sondern von einem ordentlichen, weltlichen Richter in gewöhnlicher Form untersuchen und aburtheilen ließ, so kam doch hier erst recht die tiefe Unwissenheit und die schreckliche Rohheit und Sittenverderbniß des armen Volkes zum Vorschein. Vergiftungen und Brandstiftungen waren häufig die Früchte der zwischen Betäubung und roher sinnlicher Lust wechselnden Zustände jener verführten Weibspersonen und ihrer vorgeblichen Zaubereien. In den letzten Lebensjahren des Grafen Georg († 1631) wurden deren gegen 30 in seinem Gebiete hingerichtet. Sein Sohn Ludwig Casimir und sein Enkel Ludwig Ernst wurden selbst Opfer des Unglücks der Zeiten. Jener wurde unweit Marburg von einer Bande jener entlassenen, brodlosen Söld-

ner, Schnaphähne genannt, welche das Leben überall unsicher machten, ermordet; dieser wurde mit einer Schwester von der Pest dahin gerafft.

Nach den großen Verheerungen des langen Krieges bedurfte es einer eben so langen Ruhe, ehe der frühere Wohlstand nur einigermaßen hergestellt und die Fürsorge der Grafen sich wieder mehr den sittlichen und religiösen Interessen zuwenden konnte. Es war aber hierbei ein zwiefacher, theils schädlicher, theils fördernder Einfluß, welchen, von dem benachbarten Frankreich ausgehend, unser ganzes Vaterland, und so auch diese Gegenden, in jener zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erfuhr, und an welchen wir uns erinnern müssen, um die nachfolgenden Zeiten unseres Grafen Casimir zu verstehen. Der eine kam zunächst nur von dem Hofe jenes Königs Ludwig XIV., der uns unsere schönen Länder am linken Rheinufer und mit so vielen Städten und Festungen auch die alte deutsche Stadt Straßburg entrissen hat, um sich die Thore unseres Vaterlandes für seine Gewaltthätigkeiten und sein entsittlichendes Beispiel zu öffnen. Da kam jener Hochmuth und jene Ueppigkeit zu unserm sonst so treuen und biedern Volk, und unter dem Schilde französischer Feinheit und Bildung schlich sich auch in manche unserer edlen Familien, die sonst Vorbilder besserer Sitte gewesen waren, jener Geist einer Aftervornehmigkeit und kastenmäßigen Abschließung ein, die Saat, aus welcher Früchte hervorgingen wie jener Herr von Saalbader, an welchem uns Claudius so unübertrefflich die ganze Hohlheit und Erbärmlichkeit solcher nachgemachten Frivolität des französischen Adels schildert.*) Durch denselben König Ludwig kam aber auch ein überaus segensreicher Einfluß auf unser deutsches Vaterland, bei welchem er freilich nur das blinde Werkzeug einer höhern Hand war. Er nahm der evangelisch-reformirten Kirche in seinem Lande die rechtliche Existenz, welche ihr nach langen, schweren Kämpfen durch das Edikt von Nantes im Jahre 1598 gesichert worden war, und führte durch dessen Aufhebung 1685 unserem Lande gegen 700,000 seiner besten, gebildetsten und gewerbfleißigsten Unterthanen zu. Die brachten uns den Geist evangelischer Glaubenstreue, welche für die ewigen Güter die zeitlichen zu opfern bereit ist. Wo irgend französische

*) vergl. Wandsbecker Bote, II. Bd., S. 10, Paul Erdmann's Fest.

reformirte Gemeinden damals in Deutschland gegründet wurden, da erndteten auch unsere Gemeinden einen reichen Lohn ihrer Gastfreiheit und Wohlthat an des Glaubens Genossen. So die Gemeinden der Grafschaft Wittgenstein. Auch hier, besonders auf der Domaine zu Schwarzenau an der Eder, wurden manche der Flüchtlinge aufgenommen. Dazu trug wahrscheinlich viel die verwandtschaftliche Verbindung bei, in welche schon früher die beiden gräflichen Familien zu Wittgenstein und Berleburg mit einer der edelsten Hugenottenfamilien Frankreichs getreten waren. Durch diese Verbindung ist dem Kranze des uralten Ruhmes dieser Familie: dem Christenthum in seiner fortschreitenden Entwickelung eine Pflanzschule unter unserem Volke darzubieten, ein neues Lorbeerreis eingesetzt worden. In der That, neben den in diesem Sinne hochberühmten Ahnen desselben, neben jenen „Edeln", die dem Apostel der Deutschen, Bonifacius, in dieser Gegend Grund und Boden zur Stiftung von Kirchen überwiesen; neben jenem Tempelherrn, Werner I., Grafen von Wittgenstein, welcher den Kreuzzug unter Kaiser Friedrich Barbarossa mitgemacht und dann ein Pfleger der vertriebenen Waldenser in seinem und dem benachbarten hessischen Gebiete gewesen; neben jenem Heinrich I., Grafen von Sayn, dem „Frommen", welcher mit seiner Gemahlin Mechtild aus dem Hause Hohenzollern der Begründer unzähliger milden Stiftungen geworden ist und im Kampfe mit dem berüchtigten Dominikaner Konrad von Marburg den Ruhm eingeerndtet hat, der Vernichter der päbstlichen Inquisition in deutschen Landen geworden zu sein; neben dem erwähnten Ludwig dem Aelteren, welcher einer der gediegensten Charaktere unter den deutschen Fürsten aller Zeiten, einer der intelligentesten und kräftigsten Fortbildner der Kirchenreformation war, von welchem der edle Beza noch in seinem 78sten Jahre rühmt, daß ihm unter allen Leiden, allen Schmähungen und entgegengesetzten Urtheilen auch frommer Männer nichts tröstlicher sei, als seine Briefe, seine Liebe*): muß das Haus Wittgenstein mit Stolz unter seine Ahnen zählen auch den Königl. französischen Minister Peter de la Place, den Vater von Franz de la Place, Vicomte de Machaud, dessen beide Töchter, die jüngere, Anna Helena, mit dem Grafen Gustav zu Wittgen-

*) vergl. Friedländer a. a. O. S. 174.

stein, die ältere, Amalie Margarethe, mit dem Grafen Georg Wilhelm zu Berleburg, dem Großvater unseres Grafen Casimir, fast zu gleicher Zeit, im August und September 1657 sich vermählten. Nicht daß jener Mann unter dreien französischen Königen die höchsten Staatsämter bekleidete, einer in Frankreich reich begüterten und hoch angesehenen Familie angehörte, nicht daß diese von französischen und deutschen Königen mit den größten Auszeichnungen überhäuft worden, will ich hier als Beweis aufführen; sondern daß er alle diese Vorzüge dem evangelischen Glauben zum Opfer gebracht hat, daß er sein Leben für denselben gelassen hat. Es gibt in der inneren Geschichte der Familien Auftritte, welche unvergeßlich, auf die Gesinnung und den Charakter derselben einen unauslöschlichen Eindruck durch ganze Generationen hin machen. Ein solcher war der Tod des Großvaters der erwähnten beiden Gräfinnen in jenen Tagen des Märtyrerthums so vieler evangelischer Christen, den Tagen der Pariser Bluthochzeit, in der Bartholomäusnacht 1572, welchen wir uns darum erlauben hier zu erzählen.

Wiederholt waren die zum Mord entsandten Boten des Königs Karl IX. mit ihrem Kennzeichen, der weißen Serviette um den linken Arm, seit dem Morgen nach jener Bartholomäusnacht, dem 24. August, in den Pallast des Präsidenten Peter de la Place gekommen, wie sie vorgaben, den Schutz des Königs unter den noch fortdauernden Mordscenen ihm ankündigend, mit dem Begehren, daß er ihnen, um desselben noch sicherer zu sein, in das Louvre, des Königs Schloß, zu ihm selbst folgen solle. Er durchschaute ihre Absicht und verließ daher seine Wohnung, um in einem der benachbarten katholischen Häuser Schutz zu suchen; alle waren ihm verschlossen. Zurückkehrend findet er seine Gemahlin und Kinder in tiefer Betrübniß. Da läßt er das ganze Haus, so viele von seiner Dienerschaft noch nicht entwichen waren, sich versammeln, wie es sonntäglich bei ihm Gebrauch war, zum häuslichen Gottesdienst. Da wirft er sich zuerst mit Allen auf die Kniee und betet. Dann lies't er einen Abschnitt aus dem Buche Hiob mit Calvin's Erklärung, und nun spricht er aus dem eigenen, tiefbewegten Herzen über die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes, der als ein treuer Vater die Seinigen durch alle Züch-

tigungen hindurch rette und bewahre. Nochmals betet er dann um Kraft, lieber den Tod zu ertragen, als irgend etwas gegen Gottes Gebot zu thun. In diesem Augenblick tritt Herr von Senessai, des Königs Prevot (Oberrichter) ein und fordert wiederholt, daß der Präsident ihm zu demselben folge. Die dringenden Vorstellungen der Familie, daß es ja unmöglich sei, durch das wüthende Volk zu kommen, finden jetzt noch Gehör; Senessai geht unter Zurücklassung einer Wache ab. Noch ein ganzer Tag und eine Nacht der Angst, aber auch der tieferen Fassung und der Vorbereitung wird den Gatten, die nun getrennt werden, den Kindern, welche den lieben Vater verlieren sollen, geschenkt. Folgenden Tages kehrt der Prevot zurück, und jetzt helfen keine Vorstellungen mehr. Die Gemahlin des Präsidenten wirft sich den Henkersknechten zu Füßen, er aber, gefaßt, wie er immer war, hebt sie auf und verweis't es ihr, daß sie bei Menschen Hülfe sucht; sein kleiner Sohn heftet sich in der Todesangst ein papiernes Kreuz an seinen Hut, hoffend, durch dieses Zeichen der Aufrührer ihre Wuth zu besänftigen. Der Vater, hinter dessen Rücken es geschehen war, bemerkt es; sich wendend, gebietet er sofort dieses sonst heilige Zeichen, hier ein Zeichen des Abfalls, zu entfernen; „weißt du nicht" — spricht er zu dem Knaben — „daß wir dieses Kreuz, das wirkliche, welches unser Herr uns jetzt eben in diesem Leiden und Unglück auflegt, zu tragen schuldig sind, daß Er es den Seinigen als ein Pfand des ewigen Lebens zubereitet?" Mit diesen Worten, seinen letzten, folgt er in freudigem Muth dem Prevot mit seinen zehn bis zwölf königlichen Gerichtsdienern, um in den Tod zu gehen. Er wurde inmitten derselben auf der Straße sogleich erstochen. Seine Leiche wurde nach dem Rathhaus geschleppt, wo die Seinigen sie nachher noch gefunden haben, um wenigstens die Augen ihr zuzudrücken und das Angesicht bedecken zu können; eine weitere Ehre durfte ihr nicht gebracht werden, sie wurde in den Fluß geworfen. Also bekräftigte dieser Zeuge den Glauben, welcher ihm zuerst in der Persönlichkeit Calvin's, den er, 20 Jahr alt, zu Poitiers kennen gelernt hatte, in seiner Herrlichkeit erschienen war, den er dann, durch einen jener verborgen wirkenden Sendboten der Hugenotten auf die Bibel und die Schriften der Kirchenväter hingewiesen, aus diesen gelernt hatte; so be-

kräftigte er das Bekenntniß dieses Glaubens, welches er nach dem Tode Franz II. zuerst mündlich, sodann in vielen vortrefflichen Büchern schriftlich vor der Welt abgelegt hatte. Von diesen erwähnen wir hier nur das über „die Herrlichkeit des Christen", welches er, unter Verfolgungen auf sein einsames Schloß Coussy zurückgezogen, schrieb, und der Gemahlin des edlen König Heinrichs IV. von Navarra widmete. Gewiß jenes papierne Kreuz ist dem Knaben Franz nicht wieder aus dem Gedächtniß gekommen, und er, und von ihm später seine Kinder, zu welchen die erwähnten Anna Helena und Amalie Margarethe gehörten, haben daran gelernt, was es mit dem wirklichen Kreuz des Herrn auf sich habe. Die bis in den Tod bewährte Standhaftigkeit des Vaters wurde ein Pfeiler, woran sich der Glaube seiner Kinder und Kindeskinder stets wieder aufrichtete, und die engere Verbindung, in welche diese mit unserer evangelischen Grafenfamilie und dadurch mit unserer deutsch-evangelischen Kirche traten, bezeugt, daß auch sie Vaterland und Freundschaft lieber verlassen, als in einem Lande bleiben wollten, welches das freie Bekenntniß des evangelischen Glaubens nun einmal nicht duldete. Solcher Väter Kind zu sein, der Ruhm kann nicht hoch genug geschätzt, nicht treu genug benutzt werden.*)

Amalie Margarethe war die Großmutter unseres Grafen Casimir, welcher, am 31. Januar 1687 geboren, kaum sieben Jahr alt, seinen Vater, den Grafen Ludwig Franz, schon verlor. Derselbe starb in der Blüthe seiner Jahre, im November 1694, und das Geschäft der Erziehung fiel daher in die Hände seiner Wittwe, Hedwig Sophie, geborene Gräfin zur Lippe.

*) vergl. Peter Beyle hist. krit. Wörterbuch, den Artikel „la Place". Dr. G. H. v. Schubert erzählt (Biographien 2c., Bd. III. S. 211): „An eben jenem Dienstag Nachmittag (die blutige Bartholomäusnacht war 1572 vom Samstag auf den Sonntag gewesen), während dessen Frau von Reetz in ihrem Winkel versteckt lag, wurde ganz nahe bei dem Hause des Herrn von Perreuze in der alten Tempelstraße der edle Präsident de la Place niedergehauen. Der Anblick dieser Ermordung seines Freundes, so wie die Gefahren, die seinem eigenen Hause gedroht hatten, und für diesmal noch glücklich übergegangen waren, bewogen den Herrn de Perreuze, seiner Schützlingin den Rath zu ertheilen, sich an einen sichreren Bergungsort zu flüchten.

Zweites Kapitel.

Erziehung und academische Bildung des Grafen.

Ich erinnere mich des ungefärbten Glaubens in dir, welcher zuvor gewohnt hat in deiner Großmutter Lois, und in deiner Mutter Eunike; ich bin aber gewiß, daß auch in dir. Paulus an Tim. 2. Kap. 1, 5.

Die Mutter des Grafen war eine treffliche Frau. Hatte schon die erste Erziehung den Samen des lebendigen Glaubens in ihrem Herzen gepflanzt oder der frühe Verlust des Gatten und die große Verantwortlichkeit ihres Berufes — sie übernahm die Regierungsgeschäfte selbst — und ihrer Mutterpflichten sie hingetrieben zu dem Einen Grunde fester Ueberzeugung und standhaften Strebens: sie wußte, an wen sie glaubte, und was sie wollte, auch in dem Werke der Erziehung, wie wir im Verlaufe der Geschichte uns überzeugen werden. Wie zu allen Zeiten der Mensch mit ziemlicher Sicherheit aus dem Umgange beurtheilt werden kann, den er sich wählt, so ist dieß insbesondere ein wichtiges Kennzeichen zur richtigen Schätzung solcher Menschen, die lange vor uns gewesen sind. Christus und die Pharisäer haben zu allen Zeiten einen sehr verschiedenen und wohl unterscheidbaren Anhang gehabt. Unsere Gräfin hielt es ihrer Zeit nicht mit den Schriftgelehrten und Pharisäern, sondern mit den demüthigen Jüngern, wie sie aus der Spenerschen und Franckeschen Schule hervorgegangen waren, und in diese Gemeinschaft führte sie ihre Kinder ein. Die christliche Entschiedenheit, welche sie dadurch bewährte, werden wir dann nur recht würdigen können, wenn wir bedenken, wie verachtet und verschmäht jene Männer, über deren Frömmigkeit die Zeit jetzt anders gerichtet hat, damals noch waren, ja welchen Kummer, welche Verfolgungen sie sich durch ihre Verbindung mit ihnen und den sogenannten Pietisten zugezogen hat. Ihr eigener Bruder, welcher als Vormund ihrer Kinder ihr zur Seite gesetzt war, der Graf Rudolf zur Lippe, war auf alle Weise bemüht, ihre Verbindungen mit jenen Männern zu zerreißen, und er erlaubte sich sogar, durch Vermittelung des Reichskammergerichts zu Wetzlar, die Sendung einer Commission nach Berleburg zu bewirken, um dadurch die Vertreibung „aus allen Ländern verwiesener, unberufener Leute, welche die Kanzel bestiegen, und aus welchen sogar Präceptores für die hochgräflichen Kinder bestellt seien“, wider den Willen der Gräfin zu erreichen. Die Com-

mission, welche im Februar 1700 erschien, konnte freilich nichts auf die angeklagte Mutter bringen, als daß die Erzieher des jungen Grafen, sein Hofmeister Aschoff und der Capellan Schmitz „zur Secte übergegangene Männer seien", ein durchaus nicht zu beweisender Vorwurf; aber die dennoch von derselben an den Reichsfiscal zu Wetzlar übergebene „Klage wider die Quäker, pietistische Schwärmer und Freigeister", welcher die Bitte angehängt wurde: „wider Alle, bei welchen König und dessen Anhänger sich befinden und gelitten werden, ein scharfes Strafmandat zuerkennen, kraft dessen ihnen geboten werde als Obrigkeit, resp. Vormund, mehrgedachte König, Knecht, Hochmann, Bänder, Reitz und Alle, welche sich des Predigens unternehmen, sich zu einer im Reich zugelassenen Religion nicht bekennen wollen und die Kinder nicht taufen lassen, in ihrem Gebiete nicht toleriren, sondern all' solches Gesindel fortjagen sollen", — diese Insinuation war nur zu geeignet, auf die schwer geprüfte Mutter, welche Männer, wie den edlen Hochmann und Reitz, allerdings oft und gern bei sich sah, den unverdienten Verdacht der Untreue gegen die evangelisch-reformirte Kirche ihres Landes zu wälzen. In solcher Lage mußte es ihr denn doppelt erquickend sein, wenn ein Francke ihr beim Jahreswechsel in einem längeren, vortrefflichen Trostschreiben sagt: „Dieses ist es, gnädige Gräfin und Frau, was ich in christlicher und aufrichtiger Meinung, bei Erinnerung der theueren Gnade, so Gott der Allmächtige an Denenselben und Anderen ihres Ortes und Gegend erwiesen, an Eure hochgräfliche Excellenz habe wollen ergehen lassen, ob vielleicht der treue und barmherzige Gott zum Segen brauchen wolle, was aus herzlicher Liebe und geziemendem Respect in die Feder geflossen ist." — Wie wenig nun die Gräfin mit ihrem Bruder in den Grundsätzen, nach welchen sie die Erzieher ihrer Kinder wählte, übereinstimmte; so müssen wir dennoch den überwiegenden Einfluß des Letzteren in dieser Sache bald wieder erkennen. Wir finden den Grafen Casimir gegen das Ende seiner academischen Laufbahn, nachdem er schon in Marburg und Gießen studirt hatte, im Anfange des Jahres 1705, unter der Leitung des Hofmeisters Uffelmann auf der Universität zu Halle. Ein lebhafter Briefwechsel dieses und seines Zöglings mit dessen Mutter und seinem Oheim und Vormund, läßt uns einen lehrreichen

Blick in die damaligen Zustände thun. Die Gräfin kannte sehr wohl die große Bedeutung der academischen Jahre, insbesondere für die religiös-sittliche Bildung. Es war ihr nicht verborgen, wie grade in dieser Zeit, wo das Bedürfniß wissenschaftlicher Begründung des Glaubens erwacht, das jugendliche Gemüth eben so empfänglich ist für die Saat der Zweifler, wie für das Zeugniß der evangelischen Wahrheit, und daß dieses ebensowohl ein wissenschaftliches sein müsse, als ein praktisches, um kräftig, begeisternd und entscheidend, auf die ganze Lebensrichtung zu wirken. Darum sandte sie ihren Sohn nach Halle, dieser damals blühendsten Pflanzschule christlicher Wissenschaft. Hier sollte, das war ihre vornehmste Absicht, nicht bloß Staats- und Rechts-Wissenschaft, wie sie für einen Regenten nothwendig sind, studirt werden, sondern durch Studium der Vorträge erleuchteter Gottesgelehrter und persönliche Verbindung mit solchen sollte der Graf in diesen Jahren religiöser Entscheidung eine tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums im Lichte ächter Wissenschaft erhalten. Welch ein Vorzug, wenn ein Jüngling schon an den Sitzen der Gelehrsamkeit die freie Ueberzeugung gewinnt, daß er den Weg des Lebens unsträflicher und glücklicher nicht wandeln könne, als wenn er sich hält zu Gottes Wort. Vor wie vielen mühseligen Umwegen und Leiden wird er bewahrt! Unser Zeitalter hat es leider gar zu sehr vergessen, daß, wenn allgemeine wissenschaftliche Bildung für das Leben in der Welt und für den bürgerlichen Beruf gesucht wird, eine solche nothwendig auch für das religiöse Leben vorhanden sein muß, wenn die Seele nicht Schiffbruch am Glauben leiden soll. Die Wissenschaft schafft den Glauben nicht, aber der Glaube will und muß sich in das Licht der Wissenschaft stellen. Der Mensch, welcher seinen Lebensberuf von der Wissenschaft lernen und in ihrem Lichte treiben will, der muß dieß auch und ganz vornehmlich in Betreff des Evangeliums und seines Glaubens daran thun, sonst verschließt sich ihm dieses große, herrliche Gebiet, und er verkrüppelt am Geist. Was läßt sich für eine christliche Ueberzeugung von einem Menschen erwarten, welcher in den Jahren der Unmündigkeit positive Lehren aus dem Katechismus bloß auswendig gelernt hat; wenn er nun, wo der selbstbewußte Geist nach aller Dinge Grund und Zweck fragen lernt, an den Dingen eben vorübergeführt wird, welche

die größten sind, an den göttlichen, wenn grade in Beziehung auf diese das Bedürfniß eines zusammenhängenden Denkens nicht befriedigt wird? Daher kommen uns die vielen Hohlredner neuester Zeit, welche von Ansprüchen der Vernunft und freier Forschung so hoch rühmen, während sie das herrliche Evangelium Gottes eben so wenig jemals im Lichte einer wahrhaft freien und unbefangenen Wissenschaft erblickt, als von Herzen es geglaubt haben. Möchten doch alle Eltern, welche so glücklich sind, die Mittel zu einer vollständigen Ausbildung ihrer Kinder zu besitzen, wenn sie die Grundlage dazu im häuslichen Leben gelegt, frühe hier wahre Ehrfurcht vor Gott, Scheu vor der Sünde, Sehnsucht nach dem Heil und Glauben an das erschienene Heil gepflegt haben, besorgt sein, daß nun, ehe die Welt den guten Boden verdirbt und der Feind sein Unkraut säet, so lange die Seele noch wahrhaft unbefangen ist, das göttliche Licht zu erkennen, ihnen eine gründliche Kenntniß der Bibel und der Geschichte von dem einzig wahren Standpunkte aus gegeben werde, welcher Christum als den Kern und Stern beider begriffen hat. So würde die Bildung von Innen heraus ein Ganzes werden, recht aus Einem Stück, und aus der Harmonie zwischen dem befriedigten Herzen und dem erleuchteten Geiste würde sich ein Leben gestalten, welches in jedem Berufe den Menschen als einen Gottesmenschen, vollkommen und zu allem guten Werke geschickt der Welt darstellen würde. Dieses seltene Glück sollte unserm Grafen zu Theil werden, eine solche Bildung bezweckte seine Mutter, da sie ihn nach Halle sandte. Sie hat ihren Zweck erreicht, Gott hat ihr die Bitte ihres Herzens gewährt, aber freilich in ganz anderer Weise, als sie es dachte. Der Sohn, den sie von Halle zurück als einen christlich gebildeten Jüngling erwartet hatte, wurde dort gar nicht, wie sie ihn wünschte; die Eindrücke, welche er dort empfing, waren ihm anfangs fast nur, wie sie Paulus dort (2 Cor. 2, 14—16) nennt, „ein Geruch des Todes zum Tode“, und es bedurfte noch vieler Schmerzen, ehe die Kraft derselben als eine Kraft des Lebens zum Leben in ihm wirksam wurde. Sein Verführer war sein eigner Hofmeister, und der Vorzug, welchen manche weniger begüterte Eltern, wenn sie ihre Kinder schon frühe allein in die Welt schicken mußten, beneidet haben, gereichte hier zum Nachtheil. Uffelmann war, wiewohl nicht gerade

ein böser, doch ein Welt- und Genuß-Mensch. Er hatte sich in das Vertrauen des jungen Grafen hinein zu schmeicheln gewußt, indem er den Neigungen desselben nachgab und Alles, was einen ernsteren Sinn in ihm hätte hervorrufen können, von ihm abzuhalten wußte. Wie viel Verlust des Guten, wie viel Schaden können solche Menschen an einer jungen Seele verschulden, die sich ihnen vertrauensvoll überläßt! Die Mutter hatte dem Sohne das Kartenspiel verboten, und auf ihre deßfallsige Anfrage antwortet der Hofmeister am 30. Januar 1705: „ich versichere, daß Graf Casimir zwar große Inclination dazu hat, es wird aber nicht allezeit vergönnt. Alle Sonnabend Nachmittag kommen die Herren Grafen wechselsweise zusammen und machen eine Partie à l'Hombre. Ich habe mich vergeblich bemüht, dieses Spiel in ein nützliches Gespräch zu verwandeln, schon länger als ein Jahr, da der Prinz von Weimar noch hier war. Weil die Herren aber, nachdem sie die ganze Woche studirt, auch einen halben Tag für sich haben wollen, welches nicht eben irraisonnable, so hat man es müssen gehen lassen. Indessen sind dabei keine Händel zu fürchten, weil es eine geschlossene Compagnie, so sich unter einander herzlich lieben.“ Die Mutter empfahl eine weise Sparsamkeit, aber der Hofmeister fordert immer bedeutendere Geldsummen, meint, sie solle Gott danken, daß der Sohn so vielen Kleidern entwachse, schützt Unglück vor, welches er mit Bedienten gehabt, deren er vier nacheinander habe fortschicken müssen. „Ich menagire,“ heißt es zuletzt, „so viel wie möglich, Gott weiß es; ob ich aber Glauben finde, steht dahin.“ Die Mutter fragt besorgt nach „der Hauptsache, der Herzensänderung ihres Sohnes,“ nach seiner Bekehrung; der Hofmeister antwortet: „von des Grafen Aenderung und wie ich dem lieben Gott zu danken habe, daß er mein herzliches und ernstliches Ermahnen und Bestrafen nicht sonder Frucht hat sein lassen, mag eben keine Worte machen, Ew. Gnaden werden es selber erfahren.“ Sieht man in allem diesem noch nicht den unwahren und gottentfremdeten Menschen, so muß seine Gesinnung offenbar werden, wenn wir ihn mit dem Lichte in Berührung kommen sehen, von dem der Herr sagt: „wer Arges thut, der kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.“ Die Gräfin wünscht vor Allem ihren Sohn in Verbindung mit Dr. August Hermann

Francke, dem großen Licht des Glaubens und der Liebe, welches damals nicht bloß für Halle, sondern für unser ganzes Vaterland so segensreich leuchtete. Jetzt dürfen wir das wohl ohne Widerspruch aller Wohldenkenden von ihm behaupten, denn seine Werke reden noch; damals hörte man aber auch andere, oft zweideutige Urtheile über ihn, unter andern von unserm Uffelmann. Die Gräfin hatte einen stillen Beobachter des Lebens ihres Sohnes in dem Geheimerath Stryck zu Halle*). Dieser meldet derselben im März 1705 das allgemeine Wohlbefinden ihres Sohnes, und daß er in gutem Vernehmen mit Herrn Uffelmann stehe. „Aber" — fährt er fort — "was sonst das Innere oder das Christenthum belanget, fehlt es wohl beiden an der Demuth. Uffelmann meint, sein Hauptwerk bestehe darin, daß er auf des Herrn Sohns Respect halte, und demselben in keinem Stück etwas vergebe, welches an sich nicht unbillig. Aber er braucht es auch darin, daß er auch die Kirche, wo unsere Theologen die erbaulichsten Predigten halten, ingleichen die wöchentlichen Vermahnungen, so der Herr Professor Francke mit größtem Zulauf auf dem Waisenhause hält, zu besuchen unterläßt, weil er nicht allemal den besten Platz haben kann, und die Vermahnungen gerade Sonnabends gehalten werden, da man lieber ein Divertissement mit dem l'Hombrespiel vornimmt." Bekümmert und mit Ernst befahl hierauf die Gräfin den Besuch der Franckeschen Andachten, und Uffelmann antwortet: "Ew. gnädiges Schreiben nebst Ordre habe ich erhalten; es ist mir aber leid, daß weder mein, noch anderer ehrlicher Personen Zeugniß bei Ew. Gnaden Glauben finden. Unterdessen bin ich gewiß, daß der junge Herr geführt wird, wie es gegen Gott und der honnetten Welt zu verantworten ist. Ich habe gethan, was möglich, und vielleicht wenig Andere capabel waren; ich halte und bin gewiß mit dem Apostel Paulo, daß es nicht daran liege, ob man paulisch, apostolisch oder franckisch heiße, wenn man nur durch Hülfe des barmherzigen Gottes den Glauben durch die Liebe und gute Werke suchet thätig zu machen. Jedoch halte ich Herrn Francke — Andere aber unverachtet — für einen hocherleuchteten Mann und gedenke, den jungen Herrn

*) Anfangs ein Gegner Francke's, um dessentwillen das preußische Ministerium diesen von Halle entfernen wollte, nachher dessen wärmster und thätigster Freund, † 1710. Vgl. Dr. Gerike: "H. Francke, Halle 1827, S. 311 ꝛc."

weiter dessen Singstunden mit beiwohnen zu lassen." Unter die Vorwände, mit welchen Uffelmann den Grafen von Francke abzuhalten wußte, gehörte auch der Confessionspunkt. Er ließ demselben daher Religionsstunden von dem reformirten Hofprediger Schardtius geben. Stryck bemerkt darüber: „Des Herrn Schardtius Information zielt nur dahin, daß er ihm die Controversien beibringe, woraus, wie Ew. Gnaden selbst erkennen, nur ein Haß fließet wider Andere und Confusion; auch sieht Uffelmann es nicht gerne, daß der Herr Sohn in unsere Kirchen kommt, und meint, ich wolle ihn damit von der reformirten Religion abziehen, welches wohl kein Theologe intendiret. Es ist aber doch nöthig, daß man der Seelen wahrhafte Erbauung nicht versäume, und übrigens hält auch Herr Dr. Anton (auch Professor der Theologie *) alle Sonntag nach der ordentlichen Predigt eine Unterredung, worin die erbaulichen Materien mit den studiosis theologiae weiter erkläret werden, welche zu besuchen sehr nützlich ist." Uffelmann strebte endlich, da er nicht mehr ausweichen konnte, mit dem Grafen von Halle wegzukommen; er behauptet, nach Beendigung zweier Collegien um Ostern habe er dort nichts mehr zu thun. Stryck räth dagegen der Mutter, an Uffelmann zu schreiben, es wäre ihr lieb, daß ihr Sohn fleißig sei in seinen Studien, doch wolle sie ihn von Halle nicht wegnehmen, bis sie versichert wäre, daß er in seinem Christenthum wohl gegründet sei. Sie wolle daher künftig ein Zeugniß, nicht allein von dem Herrn Hofprediger Schardtio, sondern auch von den Herren Anton und Francke erwarten, daß er ihren Sonnabends- und Sonntags-Vermahnungen mit dem Grafen beigewohnt, was wohl ohne Abbruch der reformirten Kirche geschehen könne. Auch solle er notiren, von welchen Materien gehandelt werde, und dieses von Zeit zu Zeit berichten. Prächtige Kleider seien nichts nütze, wie sie auch die Herren Grafen von Ysenburg, Rantzow und Romanof nicht sonderlich trügen. Für seine Studien, bemerkt der wohlgesinnte Mann weiter, fände der Graf noch immer genug zu thun, und ob er gleich die meisten Collegia bereits gehört, so werde es doch sehr heilsam sein, einige zu wiederholen und diesen Sommer daher noch da zu bleiben; in Utrecht liebe man doch mehr die Con-

*) Francke hatte in Gemeinschaft mit ihm schon als Privatdocent in Leipzig 1686 solche biblischen Vorlesungen angefangen. Gerike a. a. O. S. 24.

versationen als die Studien. Gewiß, es lag ihm am Herzen, wenn er schließt: „der große Gott gebe seine Gnade, damit der Herr Sohn seines Zwecks nicht verfehle, sondern die Furcht Gottes allezeit zum Grunde behalten möge.“ Uffelmann, der in dieser Weise von der Gräfin sofort angewiesen wurde, merkte bald, woher der Wind kam, und schreibt ganz unbefangen, der Graf habe sich einige Zeit nicht ganz wohl befunden, was wohl nicht vom Fechten komme, an dessen Stelle er jetzt Musik und das Drechseln zur Erholung treibe; übrigens lasse er sich des Grafen Gesundheit und Studien vor wie nach schuldigst angelegen sein. Der Geheimerath Stryck befinde sich jetzo leider sehr schwach und sei zu bezweifeln, ob derselbe dem Herrn Grafen das verlangte Collegium werde halten können; zudem dürfe man ihm dafür unter hundert Ducaten nicht anbieten.“ Wiewohl nun der Graf das Sommersemester noch in Halle blieb, so sah sich die Mutter doch dem Ziele ihrer Wünsche dadurch nicht näher gebracht. Sie muß sich selbst an Francke gewandt haben, denn der Sohn hatte sich in einem französisch geschriebenen Briefe vom 12. August zu verantworten, gegen die von demselben abgegebene Erklärung, daß er ihn nicht kenne. „Ich kann nicht begreifen,“ schreibt er, „wie Herr Francke das sagen kann, denn ich habe ihn einigemale bei dem jungen Prinzen von Weimar gesprochen, und überdieß bin ich fast immer in den Betstunden gewesen, welche er in dem von ihm erbaueten Waisenhause hält.“ Es ist freilich ein Unterschied zwischen Kennen und Kennen (2 Cor. 5, 16), und Francke wollte wohl eine bloße Vorstellung, ein flüchtiges Sprechen bei Gelegenheit einer glänzenden Zusammenkunft der vornehmen Welt nicht als ein Kennen gelten lassen. Auch Uffelmann spricht sein Befremden in einem Schreiben aus, worin er indeß gesteht, daß der Graf, welcher anfangs auf erhaltenen Befehl die Franckeschen Singstunden fast immer besucht, seit einiger Zeit dieß nicht mehr thue. Die Gründe solle die Gräfin später mündlich erfahren, da sie für die Feder sich nicht eignen. Sie erfuhr dieselben bald genug, aber auf anderem Wege und zu ihrem großen Schmerze. Sie erfuhr, daß Uffelmann, selbst ein Spieler, diese verderbliche Leidenschaft auch seinem Zöglinge immer mehr einpflanze, daß er denselben — wie Stryck sagt — „statt ihn von Kaffee- und Spielhäusern zurückzuhalten, öffentlich dahin gehen, ja

mit der Kutsche dahin fahren lasse und auf alle Weise es verhindere, daß er ja des Herrn Francke Vermahnungen noch Predigten nicht hören möge.“ Da so die sorgsame Mutter auf beharrliche Weise ihre heiligsten Absichten mit dem Sohne vereitelt sah, so blieb ihr nichts übrig, als dessen Führer zu entlassen, und sie that dieß in einer Weise, die demselben ihr ganzes Mißfallen fühlen ließ. Sie ersuchte den Geheimerath Stryck, ihm die Rechnung über Führung seines Haushaltes abzufordern, sodann ihm seine Entlassung anzukündigen, mit dem Anfügen, daß die Gräfin ihn nicht mehr sehen wolle. Und von diesem Entschluß wich sie, trotz der demüthigsten Entschuldigungen und Gelübde des Uffelmann, ja trotz der dringenden Verwendung ihres Sohnes selbst nicht ab. Sie wußte es hinreichend zu würdigen, wenn dieser, um den Urtheilen Stryck's das Gewicht zu nehmen und Uffelmann zu entschuldigen, schrieb: „er ist alt und krank und thut daher nicht immer, was sich für meine Ehre schickt, und, was das Schlimmste, wenn ich ihm die Dinge vorstellen will, wie sie sind, so wird er ungehalten;“ und von Uffelmann: „*mir ist nichts* bewußt, dessen man ihn beschuldigen könnte, als dieß Einzige, daß er mich nicht allezeit hat wollen nach Herrn Francke in die Betstunde führen, da ich es doch selber nicht habe thun wollen (wiewohl er mich zum Oefteren dazu angereizt), weil ich nimmer habe einen Sitz bekommen können, da ich es doch oft dem Herrn Geheimerath Stryck gesagt und der Herr Magister Francke den geringen Edelleuten, wenn ihre Eltern etwas in das Waisenhaus spendiret, gleich Stühle hat setzen lassen, dahingegen ich etlichemal die ganze Stunde habe stehen müssen.“ Wie widerspricht und verwirrt sich doch der junge Mann, um seinen Führer zu entschuldigen! Hatte ja doch auch seine Mutter bei dem großen Werke Francke's sich nicht unbetheiligt gelassen, wie wir sehen, wenn Uffelmann einmal schreibt: „daß Herr Francke und Herr Richter ihr Geld bekommen haben, geruhen Ew. Gnaden aus beikommendem Schein zu ersehen; Herr Arnold soll gleichfalls das Seine haben.“ Wären also solche Beweggründe, wie sie ihm hier untergeschoben werden, jemals bei einem Francke denkbar gewesen, so war hier doch keine Ursache, sie zu vermuthen. Aber das Geheimniß der Gottseligkeit, jenes innere Leben der Christen, welches der Dr. Richter, dem sie ihr Geld brachten, so schön besungen hat

in dem bekannten Liede: „es glänzet der Christen inwendiges Leben 2c.," es war damals wie dem Führer, so auch seinem Pflegebefohlenen noch nicht erschlossen. Es hatte den natürlichen Hochmuth des Grafen gekränkt, daß er stehen gemußt, wo Geringere saßen; er wußte noch nicht, daß die Demuth, zu welcher Francke ihn wohl führen wollte, solche kleine Zurücksetzungen, unbeschadet der wahren Ehre, wohl ertragen lehre, daß sie auch eines Fürsten schönste Zierde sei. Der Hofmeister, statt ihm die verborgenen Wege des Geistes zu zeigen, bestärkte ihn nur in der Blindheit seines Herzens. So verstand also die Mutter das Wohl ihres Sohnes am besten, indem sie auf der Entfernung des Uffelmann, der wahrscheinlich ihr Vertrauen nur zu lange mißbraucht hatte, bestand. Sie hatte sich gleich nach seiner Entlassung an einen Herrn von Witzleben zu Schloß Alfeld gewandt, um ihn für ihren Sohn zu gewinnen. Dieser mußte das Anerbieten ablehnen; dagegen nahm es ein Herr von Wurm aus Nordhausen an. Er holte den Grafen gegen Ende 1705 in Halle ab und wurde desselben besserer Führer auf seinen späteren Reisen, blieb auch, als dessen Erziehung vollendet war, noch ferner in seinen Diensten. Außerdem hatte Stryck noch vorgeschlagen, es möge dem Grafen, da er doch einen Kammerdiener annehmen müsse, ein armer, aber rechtschaffener studiosus juris beigegeben werden, der die Collegia in der Heimath mit ihm repetiren könne, für dessen Auswahl er in Verbindung mit Francke sorgen werde.

Wollten wir nun aus dem Bisherigen schließen, der Besuch Halle's habe an dem Grafen seinen Zweck verfehlt, so würden wir gewiß irren. Der Glaube lernt sich nicht wie menschliche Wissenschaft, sondern seine Erkenntnisse und Kräfte sind die Frucht einer göttlichen Führung, die gerade da, wo sie ihre ersten mächtigeren Einflüsse eintreten läßt, von dem natürlichen Menschen mit Trotz zurückgewiesen zu werden pflegt. Zuverlässig ist der Graf diesen Eindrücken in Halle nicht entgangen. Daß das Evangelium eine den Menschen umwandelnde, von oben und neu ihn gebärende Kraft sei, und daß, bis er diese Kraft in der Wiedergeburt erfahren habe, der Mensch nichts vernehme vom Geiste Gottes und das Wort vom Kreuze Christi ihm eine Thorheit bleibe, das hatte der Graf in Halle, auch wenn er es bei seinem Abgange sich noch nicht gestehen wollte, doch gesehn und gehört;

die Wirkungen jener gegen die Macht des Weltgeistes und die Schwere des Fleisches siegreich den Menschen emporhebenden Kraft, der Sieg des Glaubens über die Welt, war ihm zu nahe und deutlich unter die Augen getreten. Und wenn die Demuth der Bekenner dieses Glaubens ihm jetzt auch noch übertrieben schien und lästig war, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß er auf den Punkt kommen mußte, wo ihm nichts übrig blieb, als jenen tiefsten, heiligsten Ueberzeugungen, die sein Geist empfangen hatte, auch den Trotz seines Herzens, die thörichten Ausflüchte seines Verstandes und jene vermeinte Welt- und Menschenkenntniß zum Opfer zu bringen, welche die Dinge, wie sie sind, besser zu verstehen glaubt, als die Erfahrung der Frommen. Hätte er nicht, um sich — nämlich seinen Hochmuth — zu behaupten, alle Gotteskinder, die je gewesen sind, verdammen müssen; hätte er nicht, um die Rechtschaffenheit seines bisherigen Lebens und die Vernünftigkeit und Wahrheit seiner Ansichten, — des selbstgemachten Glaubens seines alten Menschen — festzuhalten, die mächtigere Stimme der Wahrheit in seinem Herzen, das Wort Gottes selbst Lügen strafen müssen; ja, hätte er nicht, um sich, — nämlich sein armes, von dem Stachel des Geistes gemartertes Herz — zu retten, vor Gott es zu retten, diesem lebendigen Gott, der ihn je und je gesucht hatte, um ihn selig zu machen, verläugnen und in's Angesicht segnen müssen? So ist es. Denn dahin bringt die erziehende Hand Gottes zuletzt jeden Menschen, daß er, wenn er in jedem Kampfe gegen den lebendigen, auferstandenen Christus sich selbst nicht opfern und ihm gefangen geben will, zuletzt alle Liebe, alle Wahrheit, allen Glauben verloren geben muß. „Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken.“

Dieß oder ein solches Wort mochte auch unserm Grafen auf der Reise in die Heimath im Ohr und Herz liegen. Er hatte bisher auf der Seite seines frühern Hofmeisters, und damit auf der Seite der Welt und seines eigenen, ungebesserten Herzens gestanden; das wußte er wohl, und wußte auch, daß er eben darum innerlich nicht auf der Seite jener unläugbaren Frommen, nicht auf der Seite seiner eigenen Mutter, ach! daß er auch nicht auf der Seite seines Gottes stehe. Wie sollte er vor der Mutter nun erscheinen, wie dem Gotte seiner Jugend begegnen an den heiligen Stät-

ten der Heimath, wo er ihn einst erfahren und ihm gelobt hatte? Er konnte nicht länger widerstehn, der Herr bekehrte das Herz des Kindes zu seiner Mutter, zu seinem Erlöser. Der stille, segensreiche Einfluß der erfahrenen, frommen Mutter, des bessern Führers, den sie ihm gegeben hatte, und wahrscheinlich auch jenes Mannes, der ihm nachher stets so lieb und so vertraut war, des Inspectors Ludwig Christian Scheffer, brachte eine heilsame Veränderung in seinem Herzen hervor. Wir lesen rührende Zeugnisse davon in den meist französisch geschriebenen Briefen, welche er auf seinen Reisen durch die Niederlande, Holland und England in den Jahren 1706—1708 an die Mutter gerichtet hat. Da heißt es z. B. in einem Schreiben aus Utrecht, wo er den Winter von 1706 auf 1707 zubrachte: „gewiß der Satan haßt nichts mehr, als wenn ein Sohn im rechten Vernehmen mit seiner Mutter und dem Führer steht, welchem sie ihn anvertraut, und er hat alle Mittel gesucht, um auch mich diesem Führer zu entfremden. Aber Gott sei Dank, der mir Standhaftigkeit gegeben hat, den Willen des Versuchers nicht zu thun; zu ihm bete ich ohne Aufhören, daß es ihm gefallen möge, mir von Tage zu Tage mehr Erleuchtung zu geben, auf daß ich mit geübten Sinnen und unverführt durch meine natürliche Leidenschaft überall das Gute unterscheiden könne von dem Bösen.“ Diese andere Sprache eines gebesserten Herzens hören wir auch, wenn er ebendaher den 17. Mai 1707 schreibt: „ich halte es für meine Pflicht, auch die Thorheiten, welche ich begehe, zu gestehen, sowohl um zu zeigen, daß ich es nicht vorsätzlich gethan, als um die Lehren einer Mutter zu empfangen, der ich nicht dankbar genug sein kann. So gestehe ich denn, daß ich Uebel gethan habe, im Billardspiel einen Theil des Geldes zu verlieren, welches ich zu besseren Zwecken hätte verwenden sollen. Aber ich kann auch versichern, daß man sich alle Mühe gegeben hat, mich dazu zu nöthigen, ja, daß ich mich nur mit dem größten Widerwillen dazu habe hinreißen lassen. Und von Stund' an habe ich auf alles Spiel Verzicht gethan, es sei groß oder klein, und meinen Vorsatz seit acht Wochen treu gehalten.“ Unterm 18. Juli antwortet er der Mutter aus dem Haag: „Möchte Gott Ihre Lehren meinem Herzen so tief einprägen, als ich es selbst nicht vermag. Ich kann als treuer Sohn meiner hochverehrten Mutter versi-

chern, daß mir Alles, dessen Sie Erwähnung thun, ganz unvermuthet begegnet ist, und daß es mich in eine Unruhe versetzt hat, wie ich sie noch nicht gekannt habe. Ich hoffe von der unendlichen Barmherzigkeit des Herrn, daß er mich reinigen wird von allen Flecken der Seele, die ich selbst hinwegzunehmen nicht im Stande bin.“ Er erzählt dann weiter von der gütigen Aufnahme, welche er zu Brüssel bei der Fürstin von Nassau-Siegen gefunden, und von der überraschenden Freude, welche ihm daselbst, auf dem Camp, das Wiedersehen eines gewissen Herrn Hert, welcher ehemals Page bei der Mutter gewesen, gemacht habe. Den Winter von 1707 auf 1708 brachte er in London zu. Der Wunsch, unbekannt und nur sich selbst und den so reichlich dort dargebotenen Gegenständen des Wissens zu leben, wurde ihm durch zwei Brüder von Dringenberg, westfälische Edelleute, welche ihn kannten, vereitelt. So knüpfte er doch Verbindungen hier an, die ihm noch in späterer Zeit nützlich wurden, namentlich mit einem Herzog von Ormond, mit dem wir ihn noch später in einem englischen Briefwechsel finden. Den vornehmsten Gewinn aber, welchen ihm, außer dem allgemein bildenden Einfluß, sein Aufenthalt in Holland und England brachte, dürfen wir unstreitig darin setzen, daß er hier die wahrhaft christliche Freisinnigkeit lernte, vermöge deren er allein fähig wurde, ein so vielseitiges, religiöses Leben in seinem Wirkungskreise zu pflanzen, wie er es gethan hat. Zu diesem Hauptwerke seines Lebens wurde er freilich zunächst durch den lebendigen Glauben ausgerüstet, welchen Gott in ihm wirkte, da er sich dem Erlöser, so wie derselbe sich damals in neuer, verklärterer Gestalt in der protestantischen Kirche durch Spener und Francke geoffenbart hatte, zuwandte. Wäre er, wie Uffelmann, nach der schlecht angeführten Bibelstelle (1 Cor. 3, 4 rc.) es zu rechtfertigen suchte, nicht franckisch geworden, so hätte er sich der herrlichsten und reinsten Offenbarung des Geistes Christi zu seiner Zeit, dem Herrn selbst, verschließen müssen, er wäre kein christlicher und eben darum nimmer ein wahrhaft freisinniger Mann geworden. Jene Männer, indem sie, vergessend der Confessionsstreitigkeiten und der „Controversien, aus welchen nur ein Haß fließet,“ auf das innere Leben des Glaubens und die Heiligung zurückwiesen, öffneten eben damit die Herzen wieder der Freisinnigkeit und Duldsamkeit;

sie legten damit den Grund zu der wahren Union, deren völlige Durchführung die Aufgabe unserer Zeit ist. Wenn nun der Graf von dieser Seite her innerlich die rechte Vorbereitung erhalten hatte, so mußte der längere Aufenthalt in Holland und England ihn völlig über alle confessionelle Engherzigkeit hinausheben und dazu befähigen, das Christliche in den verschiedenartigsten kirchlichen und gesellschaftlichen Formen anzuerkennen. In jenen Ländern eines völlig freien religiösen Bekenntnisses, welche damals für Deutschland ungefähr dasselbe waren, was jetzt die vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die verschiedenartigsten kirchlichen Gebräuche und Satzungen so nahe neben einander erschienen, konnte es nicht fehlen, daß der fremde, unbefangene Beobachter, der schon vorher die eine Hauptsache kennen und lieben gelernt hatte, den untergeordneten Werth des Aeußeren und Formellen im Christenthum noch tiefer fühlen und der Erkenntniß der großen Wahrheit, daß sich dasselbe unter jedem Volk seine eigene Gestalt zu geben berufen sei, näher gebracht werden mußte.

Drittes Kapitel.

Häusliches Leben.

„Ich handle vorsichtig und redlich bei Denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause."
Ps. 101, 2.

Ehe der junge Graf die Regierung antreten sollte, war es der Wunsch seiner Mutter, jene Bande ihn knüpfen zu sehn, welche, wie sie die Grundlage des häuslichen Glückes bilden, so auch der Gesinnung des Menschen diejenige Richtung geben, wodurch er fähig wird, jeglichen Beruf in recht gemeinsinniger und gemeinnütziger Weise auszuüben. Denn erst als Gatte und Vater lernt der Mensch die wichtigsten Lebensbeziehungen erkennen, und erst, indem er als solcher in die Reihe seiner Mitbürger tritt, wird er fähig, ihre Interessen lebendig mitzufühlen. Darum ist es immer einem Volke so erfreulich, seinen Fürsten an der Hand einer Gattin und im Kreise eigener Kinder zu sehen; der der Regent seines Landes sein soll, erscheint so recht als dessen erster Bürger.

Die Wahl des Grafen fiel auf Marie Charlotte, Gräfin

von Isenburg-Büdingen, und wie dieselbe ausgefallen, können wir aus den Worten schließen, welche die Braut, nachdem die Genehmigung beider Eltern erklärt war, als ihre erste Huldigung an ihre zukünftige Mutter richtet. Sie schreibt am 25. Januar 1711 aus Meerholz: „Hochgeborene Gräfin, hochgeehrte, herzallerliebste Frau Mutter! Aus Ew. Schreiben an Graf Casimir habe ich ersehen, daß Sie Ihre Einwilligung zu seiner Heirath mit mir gegeben. So habe ich es für meine unterthänigste Schuldigkeit erachtet, mich hierdurch in Ew. hohe Gnade zu befehlen, und hoffe ich, Sie werden mich nun auch zu einer unwürdigen Tochter annehmen. Ich versichere, daß ich von dem großen Gott, welcher reich ist an Barmherzigkeit, nichts mehr begehre, als daß er mir Gnade wolle geben in diesem Stande, dazu er mich durch seine sonderbare Vorsehung berufen hat, vor seinem heiligsten Angesicht zu leben, und mich tüchtig mache, Gott und Menschen zu dienen. Ja, er lasse diese Heirath zu seiner Ehre und Dero hoher und theurer Familie Freude ausschlagen, und habe ich das unterthänige Vertrauen zu Ew., daß Sie die Gnade für mich haben werden und mir sagen, worin ich in etwa fehlen sollte; versichere auch, daß ich es allezeit mit unterthänigem Dank annehmen werde und mich gehorsam erweisen. Denn ich wünsche nichts mehr, als daß mir Gott Gnade gebe, Ew. und allen Ihren Angehörigen so zu begegnen, daß Sie ein Vergnügen an mir haben mögen. So empfehle ich mich denn Ew. Gebet und zweifle nicht, Sie werden mir den großen Gott anrufen helfen, daß er mir diejenige Weisheit geben wolle, die ich zu diesem Stande nöthig haben werde. Ach, engelsgute Frau Mutter! Gott erhöre doch mein Gebet, denn er weiß, daß ich nichts Anderes von ihm begehre.“

Die Vermählung wurde am 18. Februar gefeiert, nach dem Wunsche der Mutter „ohne überflüssige Pracht.“ Das junge Ehepaar hielt sich bis zum Anfang des Frühlings noch bei den Verwandten in der Wetterau auf. Einen besonders segensreichen Eindruck scheint in dieser Zeit der Tod eines Oheims, Grafen von Isenburg-Birstein, auf die ganze Familie gemacht zu haben. Graf Casimir schreibt von ihm am 13. März: „er starb in großer Buße; denn während seiner ganzen Krankheit hat er durch Gebet und Seufzen sich bereitet und allen seinen Kindern seine Sünden bekannt und

eine große Reue bewiesen. Gott wolle doch uns allen durch seine Gnade eine aufrichtige Buße vor dem Tode geben, daß Jeder in sich gehe und wir würdig werden, sein Reich zu ererben."

In der Woche nach Pfingsten erfolgte der festliche Einzug zu Berleburg. Aus dieser ersten Ehe wurden dem Grafen drei Kinder geboren, Ludwig Ferdinand, Sophie Albertine und Christine Amalie. Schon am 12. August 1716 trennte sie der Tod. Die junge Mutter wurde im Wochenbette, "nachdem sie ein Hartes ausgestanden," den Ihrigen entrissen. Ein dauerndes Denkmal ihres liebreichen Herzens ist noch übrig in einem Vermächtniß für arme Predigerwittwen der Grafschaft, welches, wiewohl ihr Name nicht genannt ist, nach allen Anzeichen von ihr herstammt. Dasselbe gab ihrem ältesten Sohne nachmals Veranlassung zur weiteren Begründung einer Pfarrwittwen-Anstalt.

Die zweite Ehe des Grafen mit Marie Esther Polyrene, einer Tochter des Grafen Johann Wilhelm von Wurmbrandt, Präsidenten des damaligen obersten Gerichtshofes im deutschen Reiche, des Reichshofrathes in Wien, scheint durch seine freundschaftliche Verbindung mit dem damals regierenden Grafen von Reuß-Köstritz veranlaßt. Kurz nach seiner im Mai 1717 stattgehabten Vermählung finden wir ihn mit seiner Neuvermählten bei demselben, als ihrem beiderseitigen früheren Bekannten, zum Besuch. Es ist bezeichnend für die Art, wie er gewählt und für seinen Geschmack, daß er dem Rathe gerade dieses Freundes folgte. Er ist derselbe Mann, welcher auf Bogatzky's Leben und Schicksale einen so großen Einfluß ausgeübt hat, der, wie wir in der Lebensbeschreibung jenes (Band I. Heft 3, Seite 9 dieser Sonntagsbibliothek) lesen, sich einen Beruf daraus machte, junge Leute, in welchen er Liebe zu Christo fand, durch Wort und That zu ermuntern. Seinem ermunternden Einflüsse hatte auch unser Graf unstreitig, in inneren wie in äußeren Lebensführungen, sehr viel zu verdanken. Davon legt er ein schönes Bekenntniß ab, als dieser Graf, Heinrich XXIV., ihn mit seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Promnitz, im August 1725 besucht hatte. Er schreibt von ihm in seinem Tagebuche: "ich habe mich an ihm recht erquicket, er ist ein recht christlicher und frommer Herr. Wollte Gott, es wären alle Herren so beschaffen, so dürfte man nicht so

sehr in Furcht stehen, nur Eitelkeiten mit dem Empfang solcher fremden Gäste ins Haus zu bekommen, wie leider! bei jetzigen Umständen nur gar zu viel geschieht.“ Der Umgang, welchen er mit demselben während seines Besuches gepflogen, klingt nach in den schönen Gebetsworten, welche er jener Bemerkung zusetzt: „dir, o Vater aller Gnade, danke ich von Herzensgrund, daß du es so weislich gefügt hast, daß dieser fromme, tugendsame Graf sich hierher hat begeben müssen, denn dadurch bin ich nicht allein herzlich erfreut worden, sondern auch im Geistlichen erquickt, daß ich nun einen neuen Vorsatz fasse, dir, o Christe, durch Leiden und Spott treulich nachzufolgen. Gib denn, daß, wie wir uns beiderseits eine unzertrennliche Liebe und Treue zugesagt haben, solche auch beständig bleiben möge und wir in allem Guten wachsen und unsern und unserer Kinder und Angehörigen Seelen als Brände aus dem Feuer erretten mögen.“ Diese Freundschaft also hatte das zweite Ehebündniß des Grafen Casimir geschlossen und waltete auch fernerhin segnend über demselben. Die Spuren der ersten Bekanntschaft beider Grafen sind uns verloren gegangen — vielleicht lag die Veranlassung derselben in dem Aufenthalt Casimir's in Halle —; eben so wenig kennen wir die Verhältnisse und Beziehungen, vermöge deren die zweite Ehe des letzteren als eine Frucht seiner vertrauten Freundschaft mit dem ersteren erscheint: gewiß aber haben Beide in dem Genuß ihrer Freundschaft und in den großen Wirkungen derselben die Wahrheit des Wortes erfahren: „ein treuer Freund ist ein starker Schutz,... mit keinem Geld zu bezahlen,... ein Trost des Lebens.“ (Sir. 6, 14—16.)

Die Gräfin Marie blieb die Gefährtin Casimir's während seiner ganzen irdischen Wallfahrt und überlebte ihn, wiewohl nur neun Jahre jünger als er, doch um 34 Jahre; sie starb den 14. März 1775, im 79sten Jahre. Sie gebar ihm fünf Kinder, von welchen jedoch die drei ältesten früh starben und nur die beiden jüngsten, Sophie Wilhelmine und Christian Friedrich, die Eltern überlebten. Hören wir denn nun einige Zeugnisse von dem häuslichen Leben dieses Mannes, der doch seiner ganzen Umgebung in vieler Hinsicht als Vorbild diente, und in der Art, wie er mit Mutter und Geschwistern, Gatten und Kindern umging, wie er mit Freunden und Bekannten, Dienern und Unter-

gebenen verkehrte, einen bedeutenden Einfluß auf die Sitten seiner Zeit und seines Ortes ausübte. Zu dem Glück des häuslichen Lebens sind zwei Stücke erforderlich, deren rechte Vereinigung selten und immer ein Beweis wahrer Weisheit und Güte ist. Das Innere des Hauses muß sich schließen vor der Welt, als ein Heiligthum. Die edelsten Gefühle, die reinsten Freuden und Leiden gedeihen nur, wenn die rauhe, kalte Luft des Weltlebens nicht hinein dringen kann an den häuslichen Heerd. Dem Zulaufe aller Welt ausgesetzt, bis in seine innersten Gemächer hinein den Blicken der Müßigen offen, wird das Haus niemals die Bildungsstätte eines tieferen geistigen Lebens, eigenthümlicher und fester Gesinnung. Auf daß es sich seinem Gott ganz öffnen könne, muß es sich der Welt schließen. Aber nur, damit es sich dann in voller Liebe, in wahrer Gastfreundlichkeit den Menschen wieder öffne. Denn dieß ist das Andere: gastlich einladend müssen sich die Pforten des Hauses dem Freund und Nachbar, ja auch dem Fremdling öffnen. Wie es sein irdisches Brod gern dem Hungrigen brechen soll, so soll es auch jene Speise, die da bleibt in das ewige Leben, wenn es so glücklich ist, sie in seinem Schooße wirken zu können, gastlich mittheilen, es soll im geselligen Leben alle Tugenden der Liebe und Wahrheit, der Treue und Demuth leuchten lassen. Das ist der göttliche Sinn und der eigentliche Verstand der wahrhaft vornehmen und feinen Sitte, und das ist der edle Beruf jener, im bürgerlichen Sinne edlen Familien, daß sie auch den Geringsten Vorbilder in dieser Kunst der guten feinen Sitte werden sollen. Und das Evangelium ist es, welches allein beides vereinigen lehrt im Hause, Stille und Zurückgezogenheit mit der Offenheit und Gastfreiheit. Es ist es, welches, seit es Wurzel gefaßt hat in unserm deutschen Vaterland, überall, wo es die Oberhand behielt, über eine vom Ausland hereindringende eitle und hochmüthige Gesinnung, in dem Kern des Volkes eine wahrhaft edle und biedere Sitte geschaffen hat, jene seltene Vereinigung des häuslich-stillen, und des aufrichtig-leutseligen Sinnes. Daß unser Graf diesem Ziele eines vor Allem gottgefälligen, dann aber eben darum auch vor der Welt achtungswürdigen häuslichen Lebens nachgestrebt hat, davon haben wir sprechende Zeugnisse. Zuerst ein mit immer gleichem Fleiß vom Jahr 1724 bis

wenige Tage vor seinem Tode geführtes Tagebuch. Hier führt er uns noch heute an den stillen, von keinem Fremden entweihten Altar seines Hauses, zeigt uns die heilige Flamme, welche da brannte, und lehrt uns, daß die innere, der Welt abgekehrte Seite des häuslichen Lebens nur da recht gedeihen kann, wo die Glieder desselben, vor Allem aber der Hausvater, in rechter Stille mit sich selbst und mit Gott umzugehen verstehen. In diesem Umgange liegen die Wurzeln jenes vertrauten und innigen Verkehres der Glieder des Hauses mit einander, welcher so beglückend ist, und welchen die Welt nicht kennet. Sieht man in jenem Tagebuche den Hausvater, wie er in den ersten und letzten Augenblicken des Tages mit Gott und mit sich selbst allein ist, hört man seine Gebete für alle die Seinen, die Klage der Sorge um seinen ernsten Beruf und seine schwere Verantwortlichkeit; so gewinnt sein ganzes Leben schon unvermerkt eine Anschaulichkeit, wie es sie größer kaum für die, welche ihn persönlich kannten, aber freilich nicht Zeugen seines stillen Herzenslebens waren, haben konnte. Da sehen wir ihn, wie er bald nun im Familienkreise erscheint, wo, sei's vor oder nach eingenommenem Frühstück, der Tag mit einer gemeinsamen Andacht aus dem Worte Gottes oder einer entschieden christlichen Predigtsammlung seiner oder älterer Zeiten eröffnet wird. Die Vorlesung wechselt ab zwischen seiner Gemahlin, seinen älteren Kindern oder Personen seiner nächsten Umgebung. Nun zieht er sich in sein Cabinet zurück, wo er aber gerne, so lange es Zeit und Geschäfte erlauben, noch eines der Kleinen bei sich hat. Gewiß, wer so in der Stille mit Gott und den Seinen den Tag begonnen hat, dem wird auch die Last desselben, die nicht ausbleibt, in Lust verwandelt werden. Sein erheiterter Geist wird Allen mit Wohlwollen begegnen, er wird mit den Weinenden weinen und mit den Fröhlichen sich freuen, den Ungezogenen und Bösen gegenüber Hoffnung haben und Ernst, für die Leidenden aber Trost und Hülfe; sein Haus, eine Stätte der Ordnung und des Friedens, wird von Freunden und Fremden gern betreten und segnend verlassen werden. — Wir irren nicht, wenn wir diesen Geist dem Hause des Grafen nachrühmen. Es geht freilich im Leben, besonders wo es der Veränderung, des Wechsels zwischen Unangenehmem und Erfreulichem so viel bringt, ohne Störung

nicht ab; aber der Aufblick auf den Einen, Festen und Ewigen stellt das Gleichgewicht immer wieder bald her. Auch das lebensgroße Bild des Grafen kann uns Zeugniß ablegen von dem wohlthuenden, sittlichen Eindruck, welchen seine persönliche Erscheinung ausüben mußte. Es bestätigt das Zeugniß, welches die mündliche Ueberlieferung im Andenken der Seinen hinterlassen hat. Diese hohe, edle Gestalt hielt Jeden in den Schranken der Zucht und Sitte; aber dieses unendlich freundliche, milde Auge fesselte doch wieder alle Herzen. Und vernehmen wir dazu noch sein lebendiges Wort, wie es in den Zeugnissen einer lebhaften Familiencorrespondenz zu uns spricht, so zweifeln wir nicht, Gott hat das Gebet erhört, mit welchem er einst sein neues Schloß bezogen hat: „dem großen Gotte sage ich herzlich Lob und Dank, daß er mich die völlige Verfertigung dieses neuen Gebäudes hat erleben lassen, die sämmtlichen Arbeitsleute aber vor Schaden bewahrt hat, daß keiner auch nur ein Glied seines Leibes verletzt hat. Dir sei es denn hiermit geweiht und geschenkt in Demuth meines Herzens. Ach, getreuer Vater, schenke mir doch auch nun aus Gnaden ein neues Herz, das sich nicht in Hochmuth dieses Gebäudes überhebe, sondern in Demuth desselben unwürdig erachte. Laß alle Sünden, die ich im alten Hause leider vielfältig begangen, herausgebannet sein und bleiben, und laß Jesu Heiligkeit darinnen regieren. Ach, schlage du selbst deine Wohnung darinnen auf, damit du durch mich und alle die Meinigen in demselben verherrlichet werden mögest. Erhöre mich um Christi, meines Heilandes Willen. Amen.“

Es gibt eine Probe, woran man die Beschaffenheit der Sitte eines Hauses, ob sie edel oder gemein, ein herzloses Ceremoniel oder Ausdruck wahrer Tugend sei, prüfen kann: das ist die Lebendigkeit und Reinheit, in welcher bei den Gliedern desselben die ursprünglichsten, rein menschlichen Gefühle der Familien- und Nächstenliebe sich finden. Wo diese Sitte das Verhältniß der Ehrfurcht und Liebe zwischen Eltern und Kindern, jene Pietät, welche das Abbild des rechten Verhältnisses des Menschen zu Gott und die Wurzel der Frömmigkeit ist, untergräbt, da ist sie sündlich, wie fein sie auch scheine; wo sie dagegen eine wahre Pietät pflanzt und entwickelt, da immer ist sie edel. Und sie ist es, welche in dem Leben des Grafen als Sohn und Gatte,

Vater, Bruder und Freund überall in rührender Art hervortritt.

Nachdem er die Regierung angetreten und eine eigene Familie begründet hatte, verließ ihn die Mutter und wählte sich zu ihrem Wittwensitze das eine Stunde entfernte herrschaftliche Haus Christiansecк. Diese Sitte der vornehmen Familien widerspricht oft unserm bürgerlichen Geschmack, und wir meinen, es müsse doch kein recht inniges und zärtliches Verhältniß zwischen Eltern und Kindern sein, wo sich eine Mutter von ihren Kindern, nachdem sie ihr Lebelang für dieselben gearbeitet hat, so verbannen kann, um die Jahre des Alters in der Einsamkeit zu verleben. Wer wird es nicht für ein großes Glück halten, wenn er den Abend seines Lebens im Kreise seiner Kinder feiern kann? Wir wollen dieser Gefühlsweise ihre Berechtigung nicht absprechen, behaupten aber dennoch, daß die andere keineswegs die Frucht einer verderbten Sitte sei, vielmehr daß ihr eine erfahrene Weltbetrachtung zu Grunde liege. Das leiblich-Nahezusammensein schafft keineswegs immer die wahre geistige Liebe, sondern vielmehr oft jene nur sinnliche, deren Ausartung wir z. B. in dem Heimweh sehen. Ueberall, wo die Gewohnheit zu sehr im Leben herrscht, da verkommt die edle Frucht der Freiheit, und auch die Liebe sinkt zum bloßen, sinnlichen Attachement herab. Wie oft aber ist die Frucht eines beständigen Nahezusammenlebens nicht größere Anhänglichkeit, sondern beständige Reibung und daher größere Entfremdung. Darum befiehlt eine göttliche Ordnung, die den Menschen nimmt, wie er ist, daß „ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen soll.“ Möchte nur Jeder, der in die Ehe tritt, auch selbstständiger Herr in seinem Hause werden können; die Abhängigkeit von der väterlichen Gewalt dient dann nicht mehr zum Frieden, vielmehr wird sie oft Ursache großer Störung des Familienglücks.

Auch auf ihrem stillen Ruhesitz blieb die Gräfin in lebendiger Verbindung mit ihren Kindern. Bei allen festlichen Gelegenheiten erschien sie in ihrer Mitte oder wurde von ihnen besucht, und wo es nicht geschehen konnte, da zeugen Briefe davon, wie wenig das Band der Liebe durch ihre Entfernung gelockert war. So hatte der Graf an ihrem Geburtstag, den 20. Februar 1731, sie nicht besuchen

können und ihr deßhalb schriftlich seine Wünsche ausgesprochen. Sie antwortete ihm darauf: „Da die unergründliche Langmuth unseres Gottes mich 62 Jahre überleben lassen; so erfülle eben dieser mächtige Vater an mir und an Ew., was Sie so Christliches wünschen, sonderlich daß seine Gnade uns den Geist des Gebetes reichlich wolle mittheilen, der nichts bittet, als was vor ihm gefällig ist. Sollte es seinem allein guten Willen gefallen, mich noch länger in dieser mühsamen Wanderschaft zu lassen, so geschehe zwar derselbe, gebe aber auch, daß ich lebe zu seinem Preis und mehrer seliger Zubereitung, und meinen lieben Kindern, besonders Ew. ꝛc. zu einigem Nutzen. So viel kann ich wohl durch die Gnade Gottes versichern, daß ich nicht aufhören werde, so lange ich Odem hole, für Ew. ꝛc. zeitliches, vielmehr ewiges Wohl den Höchsten in meiner Schwachheit anzuflehen, damit alles Erkenntniß, so er in Ew. ꝛc. gewirket, zum wahren Wesen und Durchbruch in Christo Jesu komme, im steten Aufsehn auf Ihn, wie er uns deßhalb zum Vorbild ist gemacht. Ach, mein lieber Sohn, wie ist die Erbarmung unseres Gottes in Christo Jesu so überschwänglich groß, daß er uns Kraft geben will, ja wirklich gibt, zur Ueberwindung alles dessen, was sich noch Falsches, Jesu Entgegengesetztes in uns findet! Nur auf Christi Blut gewagt, die Schmach der Welt auf sich genommen, in der Verläugnung fortgefahren; darin allein werden wir Gott gefallen und den Frieden unserer Seele bekommen. Der stärke, kräftige und gründe Ew. auf den Eckstein Christum und dessen theuer erworbene Gnade und lasse Sie leben, bis die Vollendung erreichet. Amen. Nun danke Ew. auch gar herzlich vor den ungarischen Wein, werde heute Ihre Gesundheit darin trinken. Es ist mir aber leid, daß Ew. ꝛc. sich darin berauben, zumal so viel Zuspruch haben. Was Ew. ꝛc. mir aus J. Arndt's wahrem Christenthum annotiret, ist mir insbesondere erweckend, daher werde mir's merken und öfters zu meiner Erbauung nachlesen. Gott sei hochgelobt für alle seine erweckende Lehren, die er uns durch seinen Geist täglich zukommen läßt, der noch heute nicht ermüdet, seine Fülle gegen uns ausströmen zu lassen. Oh, daraus wollen wir nehmen stündlich Gnade um Gnade. Ew. ꝛc. halten mir mein weitläufig Schreiben zu gut und glauben, daß ich bin ohne Falsch Ew. ꝛc. treue Mutter.“

Wo die Feier der Geburtstage zu solchen Erweisungen der Liebe Veranlassung gibt, da ist sie gewiß eine nachahmungswerthe Sitte. In diesem Geiste blieb aber das Verhältniß des Sohnes zur Mutter bis zu ihrem Tode. Von diesem schreibt er am 6. April 1738 in sein Tagebuch: „Am 4ten, als am Charfreitag, ist der Herr Tuchtfeld nicht heraufgekommen, um, wie er gewohnt ist, in meinem Vorzimmer zu predigen, dieweil er ihr in ihrem Todeskampfe beizustehen bemüht war. Am 5ten — heißt's dann weiter — hat es endlich Gott gnädiglich gefallen, meine Frau Mutter zu erlösen und in sein Gnadenreich aufzunehmen. Er verleihe mir, wie sie Christo, ihrem Exempel, nachzufolgen, um auch in der Ewigkeit wieder bei ihr sein zu können. Unsere Ruhe war, so viel es die Angst und Betrübniß wegen ihres, uns verlassenen Kindern allzufrühen, obwohl seligen Hintritts, hat zulassen wollen, erwünscht.“

Wenn der Fremde einen Mann in reifen Mannesjahren bei dem Tode einer fast 70jährigen Mutter als ein „verlassenes Kind“ sich klagen hört, so mag er leicht an Uebertreibung denken. Es ist dieß überhaupt nicht der Fehler der höheren Stände oder — wenn man solche nicht mehr will, denn die Sache wird doch immer bleiben — Klassen, Schichten der Gesellschaft, daß sie den Tod naher Verwandten übertrieben schmerzlich empfinden und klagen, und am wenigsten mögen wir hinter einer schriftlichen, nur vor sich selbst ausgeschütteten Klage eine solche Uebertreibung suchen. Einem wahrhaft kindlichen Menschen bleiben die Eltern im ganzen Leben eine geistige Stütze, und das Gefühl der Verlassenheit beim Abschiede derselben, verbunden mit dem Vorsatz, das Vorbild der Abgeschiedenen nun um so fester im Auge zu behalten, ist die edelste Trauer um sie. In der Trauer offenbart sich am meisten der Gehalt des Menschen, seine Kraft und seine Schwäche, seine Gottesfurcht und seine Fehler, und wie die geistige Individualität unserer Lieben, erst wenn sie abgeschieden sind, sich in unserm Geiste lebendig verklärt und vollendet, so ist es auch das dankbare Andenken an die Verstorbenen, in welchem die früheren Geschlechter in den nachkommenden recht eigentlich fortleben.

Das Wort: „selig sind, die da leidtragen um ihre Eltern, denn die sollen an ihren Gatten getröstet werden“, ist eine

von der Erfahrung bestätigte Ausführung des Wortes unseres Herrn. Der unmittelbarste Ausfluß wahrhaft kindlicher Liebe ist treue, herzliche Gattenliebe, und wer es geschmeckt hat, wie süß es ist, „wenn einen seine Mutter tröstet“ (Jes. 66, 13), der kann auch erfahren, daß dem Muttertroste keiner so nahe kommt, als der einer treuen und klugen Gattin. Je seltener wahrhaft glückliche Ehen sind, desto wohlthuender ist ihr Anblick. Viele wissen sie aber auch nicht zu finden, und sie sind in mancher Hinsicht ein Geheimniß, wie die Gottseligkeit selber. Kleine, vorübergehende Mißhelligkeiten sind nicht immer ein Zeugniß gegen sie. Je verschiedener die Charaktere, die Bildung und die aus dem elterlichen Hause mitgebrachten Sitten und Gewohnheiten sind, desto mehr hat der Geist der Liebe, der aus Zweien Eins machen soll, zu überwinden, und desto mehr kann er sich verherrlichen. Die natürliche Liebe thut's nicht, und der Tag der Hochzeit ist nicht die hohe Zeit, geschweige die Vollendung der Vereinigung zweier Herzen, vielmehr nur ihr Anfang. Gatten, die am Ziele des Lebens Ein Herz und Eine Seele geworden sind, von denen kann man sagen, daß ihre Ehe glücklich gewesen. Da gehören böse wie gute Tage zu dem, was einander näher bringt und beglückt, während jene vor der Welt scheinbar glücklichen Ehen, die nie einen getrübten Himmel zeigen, im rechten Lichte erkannt, oft jene ängstliche oder widrige Gestalt zeigen, wo alle freudige Ueberzeugung innerer Zusammengehörigkeit, alles wahrhafte In- und Miteinanderleben verloren gegangen ist.

Daß es bei unserm Grafen nicht so war, zeigt die Geschichte seiner Ehe im Ganzen, wie er sie in seinem Tagebuche niedergelegt hat. Anfangs kamen Wortwechsel und Entfremdung häufiger vor; aber er hatte nie Ruhe, bis die Ausgleichung, die herzliche Versöhnung wieder erfolgt war, und bei der Heftigkeit des Temperamentes beider Gatten war dieß oft erst dann möglich, wenn Jedes von Beiden mit sich selbst erst im Stillen recht einig geworden war. — Dann siegte immer bald der stille und sanfte Geist, der köstlich ist vor Gott, und die Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Charakters und der persönlichen Eigenthümlichkeiten wurde so im Stillen gereinigt und zu gegenseitiger Ergänzung immer mehr befähigt. Er lernte von ihr

Aufmerksamkeit auf sich selbst, besonders im öffentlichen Leben, Beschränkung seiner Bedürfnisse und Sparsamkeit, sie von ihm Unterwerfung, Vertrauen und Geduld. Eine einzelne Scene mag uns Zeugniß davon geben. Er schreibt am 18. April 1724: „Ach, was ist das nicht für eine Barmherzigkeit, Geduld und Leutseligkeit Gottes, daß er mich, der ich ohnerachtet der nothdürftigen Erkenntniß dessen, was zu meiner Seelen Heil und Seligkeit nöthig ist, die er mir aus Gnaden mitgetheilt hat, und ohnerachtet der vielen guten Exempel, die mir täglich vor Augen kommen, dennoch so gottlos und verhärtet bleibe, — doch noch so väterlich und reichlich mit Allem, was mir, sowohl dem Geiste als dem Leibe nach, nützlich ist, versorget! O, gebe er mir doch dieses recht gründlich einzusehn und herzlich zu bereuen, damit ich diese Gnadenbezeugungen nicht auf Muthwillen ziehen oder gar verachten möge. Wie ferne würden nicht dann alle Zänkereien zwischen mir und meiner Gemahlin zurückbleiben; denn ich würde mich dann an meinem Ort hüten, derselben Anlaß zum Streit zu geben, und woferne sie ja nichts desto weniger (welches doch schwerlich geschehen wird) ohne mein Verschulden zürnen möchte, so würde ich Alles von ihr mit der größten Geduld ertragen. Denn du trägst mich ja selbst, o Herr, mit unaussprechlicher Geduld. Ach, so erhöre mich denn, mein Gott, und sei uns Allen gnädig! Amen.“ Dann erzählt er weiter: „diesen Abend haben wir uns nämlich, meine Gemahlin und ich, leider! mit einander gezankt. Und als ich nach geendigtem Streit der Sache etwas weiter nachdachte, so fiel mir ein, ich wollte hierüber in der Furcht Gottes die Bibel aufschlagen, und da ich dieses that, so fielen mir diese Worte aus dem Propheten Sacharja unter die Hand: das ist's, das ihr thun sollt: redet Einer mit dem Andern Wahrheit und richtet nicht, und schaffet Frieden unter euren Thoren. Und denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten und liebet nicht falsche Eide, denn solches hasse ich, spricht der Herr (8, 16. 17). Ach dir, du großer Gott, danke ich demüthiglich für diesen Aufschluß und diese Warnung; dieweil mir aber dieses aus meinen eigenen Kräften zu thun ohnmöglich ist, so bitte ich dich, du wollest mir zur Ausübung dieser Vermahnung Gnade und Kraft verleihen um Christi Willen. Amen.“ Daß der Graf zu diesem, oft von

Christen gebrauchten Mittel, den Willen Gottes zu erfahren, griff, das beweis't sein aufrichtiges Verlangen, das eigene Herz zu erkennen, wie Gott es erkennt, und so die Ursache des leidigen Streites zu finden. Wie leicht täuscht sich doch unser trotziges und verzagtes Herz über sich selbst, und wie schwer ist es, Recht und Unrecht in solchem Streit unparteiisch abzuwägen. Wenn irgendwo, so ist daher wohl in solchen Lagen der Wunsch entschuldigt, den rechten Seelenfreund in solcher Nähe bei sich zu haben, daß sein entscheidendes Urtheil dem Streit bald ein Ende machen müßte. Zwar, wir haben ihn stets bei uns, aber nur auf geistige Weise, und das Verlangen, seinen Ausspruch wie den eines Orakels auf sinnlich vernehmbare Weise durch eine Herausforderung zu empfangen, kann leicht in ein Gottversuchen ausschlagen uud enthält immer ein Hinausstreben aus der Ordnung, in welche und zu welcher Gott uns nun einmal unabänderlich hienieden gesetzt hat. Vernünftige Prüfung, ruhige Erwägung im Licht seines geschriebenen Wortes, verbunden mit Gebet, und dann Gemeinschaft in seinem Namen, Rath und Belehrung befreundeter Menschen, das sind die gewissen Wege, auf welchen wir der Nähe des Herrn und seiner Antwort theilhaftig werden sollen. Wo die Menschen in fleischlichem Streit sich trennen, da ist er nicht mehr mitten unter ihnen, und seine belebende, erfreuende Nähe kann ihnen immer dann erst wieder werden, wenn sie in seinem Namen sich wieder zusammenfinden. Zu diesem Ziel aber schlug der Gatte den richtigen Weg ein, wenn er zuerst seine Seele setzte und stillete vor dem Herrn, und er irrte nicht, wenn er seiner Langmuth es zuschrieb, daß ihm das treffende Wort der Schrift in's Auge fiel. Wenn man es auch zugeben muß, daß dieser Weg, in zweifelhaften Lagen des Lebens den Willen des Herrn zu erfahren, im Vergleich mit andern gefährlicheren, z. B. dem von den Inspirirten versuchten, ein unverfänglicher ist; so fühlt man doch wohl, daß solche „zweifelhafte Lagen“, wo das eigene Urtheil so gar befangen ist, immer seltener werden müssen in unserem Leben, und daß, wo sie doch eintreten, das geschriebene Wort der Apostel und Propheten kein Ersatz sein kann für ihr lebendiges. Da gilt es: „strebet nach den besten Gaben“, die der Herr seiner Gemeinde nie vorenthalten will.

Der Umgang des Grafen mit vielen Bekannten und zum Theil vertrauten Freunden war von der Art, daß es ihm an Rath und guter Belehrung nicht fehlen konnte, wie er denn auch zu solchen sowohl bereit als fähig war, und die Wahrheit des Wortes in seinem Leben bewährte: „dem wird es nie an einem Freunde fehlen, der fähig ist, ein Freund zu sein.“

Stehe ein Beispiel hier. Sein Leibarzt, Dr. Carl von Büdingen, der nachherige Schwiegervater Struensee's, schrieb ihm am 15. September 1726: „Es werden Ew. Excellenz von Dero Frau Gemahlin vermerkt haben, daß meine Bekanntschaft mit der älteren Fräulein von Bülow“ (die Schwestern waren Hofdamen der Gräfin) „zu einer ehelichen Verbindung ausschlagen will. Dahero wir beide Interessirte in solcher wichtigen Sache um die Gewißheit des Willens Gottes bekümmert sind, und wir deßwegen aller göttlichen Ordnung gemäß handeln wollen. Dahero um solchen Zwecks willen wir auch unsere gnädige Herrschaft an Eltern Statt betrachten und bei Ihnen unterhänigst anfragen: ob Sie in Dero Gemüth wahre Beruhigung finden, freien, redlichen Consens dahin zu geben, oder nicht. Lege also solches Vorhaben Ew. in unterthänigstem Respect dar und bitte, in aller Freiheit der Fräulein Bülow zu rathen, wohin sich das Herz neige. Sie wird mir, wie es falle, zum kindlichen Sinn unverrückt sich verbunden wissen 2c.“ Der Graf antwortet darauf: „Des Herrn Doctor Schreiben habe ich mit etwas Verwunderung gelesen, und da ich nicht zweifle, er werde diese Sache Gott öfters im Gebet vorgetragen, um Licht und Weisheit angerufen und hernach Alles, wie es sein muß, in seiner Furcht überlegt haben, so kann ich nichts Mehreres zu diesem Vorhaben sagen, als nur demselben einige Punkte zu mehrerer Prüfung überschreiben, welche er zweifelsohne schon bedacht, damit er — wofern sich kein neuer Skrupel hervorthut, des göttlichen Willens desto gewisser sein könne; 1) nämlich ist wohl zu bedenken, daß, da er als ein betagter Mann, der sich auch vor Andern eines gründlichen und vorleuchtenden Gottesdienstes beflissen, weßwegen er auch von den sogenannten Inspirirten mit zu einem Lehrer und Vorsteher gemacht worden, sich noch in eine zweite Ehe, und zwar mit einer Adelichen, geben will, er dadurch ohne Zweifel viel Redens und

wohl gar Spott und Schimpf auf sich laden wird, indem Gottlose, und auch wohl Schwache im Christenthum sagen werden: „„nun siehet man, wo das Inspirationswesen und all' die Uebungen und Zusammenkünfte, da man singet und betet, hinauslaufen. Dieser Mann hat schon große Kinder, die ihm in seinem Alter genugsam hätten zur Hand gehen können,““ und was dergleichen Reden mehr sein mögen, das dann gewiß Kampf genug kostet, so man dasjenige hernach nicht erlangt, was man gemeint hatte; 2) hat er wohl zu bedenken, ob er nicht bei seinen Kindern einen Haß wider sich und seine Ehegattin durch diese Heurath erwecken möge, der ihm und ihr dermaleinst schädlich und am Guten hinderlich sein möchte; 3) wie er diese, seine Gattin nach seinem Absterben also versorgen wolle und könne, daß sie sich nichts Böses und keine Uneinigkeit mit seinen Kindern und Verwandten zu befürchten, und dabei ihren nothdürftigen Unterhalt habe. Sollte er nun hierbei keine Unruhe, sondern völlige Gewißheit, daß es der vollkommene Wille Gottes sei, haben; so wünsche ich von Grund der Seele, daß der Gott, mit welchem Sie dieses angefangen, mit seinem Geist bei Ihnen sein möge, damit Sie durch dessen Hülfe alle äußern und innern Feinde zu Schanden machen und ein gottseliges, zur Aufmunterung im Christenthum dienendes Leben führen mögen rc.“

Die Sitte der damaligen Zeiten legte dem Umgang, nicht bloß der verschiedenen Stände, sondern auch der Glieder einer und derselben Familie, mehr noch als jetzt, vielfache Fesseln an. Mag es sein, daß die breiten Höflichkeitsformen in so fern einen Werth hatten, daß sie der Rohheit und der blinden Leidenschaft Zügel anlegten, und daß der Anstrich von Ordnung und Ehrbarkeit, welchen das äußere Leben erhielt, auch auf die Gesinnung und die Gewohnheiten vortheilhaft zurückwirkten; sie wurden aber auch oft eine Kluft, welche die Herzen von einander trennte und jede tiefere Seelengemeinschaft aufhob. Wo daher wahrhaft christliches Leben, wo jene höhere Liebe, die, das Kennzeichen derselben, von keinem Ansehn der Person weiß, einkehrte, da mußte sie sich auch siegreich über jene Formen, und die starren Gesetze der Convenienz mildernd erweisen. Und in der That, gerade dieß zeichnete das Haus des Grafen Casimir aus. Es war bekannt und geachtet durch ein immer

frisches und frohes Familienleben, durch Theilnahme für alles Gute, durch Leutseligkeit und feine Sitte. Sein lebendiges christliches Interesse ließ den Grafen sorgsam jede bittere Wurzel der Zwietracht ausrotten, und sein feiner Takt, sein Glück in Schlichtung der Zerwürfnisse machte ihn bald überall zum Vermittler und Friedensstifter in seiner ganzen, weitverzweigten Familie.

Das Verhältniß, in welchem er zu seinen Brüdern, Carl Wilhelm, geb. 1693, und Ludwig Franz, geb. 1694, stand, drückt sich aus, wenn er an den jüngeren nach Baruth einmal schreibt: „Deiner Frau Mutter gib die Versicherung, daß mich so viel mit Ihnen allerseits bekannt zu werden verlange, als Ihr Verlangen nach meiner Bekanntschaft. Doch muß man in Allem die Zeit und Umstände abwarten, die Gott einem Jeden vorlegt. Die Bekanntschaft aber in Christo Jesu, die unter seinen Gliedern, in Einigkeit des Willens und des Vorsatzes ihm aufrichtig und getreu zu dienen, bestehet, kann dennoch ohne leibliche Bekanntschaft befestigt werden, welches mein steter, herzlicher Wunsch ist. Sonst berichte ich, daß ich gestern bei dem ziemlich tiefen Schnee Deine Kinder auf dem Schlitten besucht und, Gott sei Dank, alle beide gesund angetroffen habe.“ Zugleich schreibt er an dessen Gemahlin: „Der gute, aufrichtige Neujahrswunsch machet mich an Dero schwesterlicher Liebe nicht zweifeln. Ich kann meine Dankbarkeit für diesesmal nicht anders an den Tag legen, als durch fleißige Aufsicht und Erkundigung nach Dero lieben Kindern. Ich bitte von Gott, daß er Ew. Gnaden mit seinem reichen Troste des Geistes erquicken, die geschlagenen Wunden heilen und geben wolle, daß Alles an Ihren Seelen, — welches ja das Vornehmste ist, — eine gesegnete Frucht, die hier in der Zeit aufgehe und in die Ewigkeit blühe, trage. Ach, liebe Schwester, lassen Sie doch die vielen Complimente in's Künftige aus Ihren Briefen und seien Sie versichert, daß ich mit Herz und Mund bin und bleibe ꝛc.“ Seine Abneigung gegen Complimente und Lobreden bezeugt er auch einmal in einem Schreiben an einen reformirten Pfarrer Rhodius zu Dürkheim, wo er öfters seinen Schwager, einen Grafen von Leiningen besuchte. Derselbe hatte ihm von der „Ehrerbietung, welche er dero wahrer und ernstlicher Gottseligkeit, dero Eifer für das Beste der Kirche, dero hocherleuchteter Weisheit in Er-

theilung gedeihlicher Rathschläge bezeige," geschrieben und dabei sich das Lob erlaubt: "Ew. Excellenz sind unter den hohen Schilden der Erde, die ihre Ehre und Hoheit in Zion bringen und dem Herrn Jesu aufopfern. Was kann derowegen einem geringen Diener Christi erfreulicher sein, als zu sehen, daß der Herr solche hohe Personen unter seinem Volke zum Segen setzt und gnädiglich erhält." Der Graf antwortet demselben am 24. Januur 1730 unter Anderem: "mein Bitten und Flehen geht dahin, daß der liebreiche Gott Ew. Ehrwürden Licht und Verstand zu vorsichtiger und gottgefälliger Führung Ihres Amtes verleihe.... Berichten Sie mich doch auch, was der Herr Dr. Pancratz macht; er ist gewiß disjustirt über mich geworden, da ich ihm seine Nachlässigkeit im Kirchenältesten-Amte verwies, und hat daher bei meiner Abreise von Dürkheim keinen Abschied von mir genommen. Schließlich habe ich nicht unterlassen können, Ew. Ehrwürden zu bitten, mich in's Künftige mit den vielen Lobeden gütigst zu verschonen und mir nichts weiter beizulegen, als mir gebührt, nämlich daß, obgleich meine Absicht zuweilen gut sein mag, nach den gütigen inneren Regungen meines Gottes in mir, ich dennoch nicht immer, und zwar die wenigste Zeit, und das noch dazu sehr unvollkommen meiner Schuldigkeit nachkomme, weßwegen ich wohl Ursache habe, nicht allein selbst Gott um Tüchtigkeit des Geistes und Weisheit anzuflehen, sondern auch andere fromme Herzen und darunter auch Ew. 2c. anzusprechen, meiner im Gebet öfters eingedenk zu sein."

Wahre Frömmigkeit hat eines ihrer vornehmsten Zeugnisse in der Geduld und Weisheit, mit welcher sie Fehlende behandelt. In seiner großen Familie gab es immer mancherlei zu schlichten und zu versöhnen, und alle Parteien suchten den Grafen dann gern als "Friedfertigen," d. h. Friedensstifter. Eine jüngere Schwester seiner Gemahlin war mit einem Grafen von Solms-Assenheim vermählt; das junge Ehepaar hatte von dessen Mutter mancherlei zu leiden. Seine Schwiegermutter, eine Schwester der letzteren, schreibt deßhalb an den Grafen im December 1722 aus Gaildorf: "Ew. Gnaden lassen sich meine Kinder zu Assenheim empfohlen sein und suchen durch gute Ueberredung zur Geduld zu führen. Meine Frau Schwester ist etwas schnell und ungeduldig in ihren Forderungen an die Kinder, die doch groß

sind. Aber sie ist Mutter, und gebührt es den Kindern zu schweigen. Depreciren und vorsichtig sich führen, wird meiner Tochter eine schwere Lection sein; doch richtet man mit dem Widerspruch nicht viel aus. Das größte Uebel ist, daß die gute Mariane auch eben so schnell und übereilt ist, welches mir viel Mühe und Verdruß gemacht hat, ohne daß ich es ändern konnte und sie überweisen, daß es weder zum Christenthume, weder zu einem ruhigen Leben, noch viel weniger zu unserer Seelen Heil gedeihet. Mein Herr hat ihnen beiden den Rath gegeben, daß sie sich um beider Eltern Gnade und Liebe bewerben und Vorsicht gebrauchen, damit sie nicht gleich zusammenkommen, Mutter und Schnur... Es geschieht aus vertrautem Glauben, daß ich nichts suche, als der Sünde zu steuern, meinem Gemahl Verdruß zu ersparen, der Kinder Bestes an Seele und Leib zu suchen und mich vor Gott und Welt zu legitimiren, nichts versäumt zu haben. Alles kommt darauf an, daß sie sich mehr suchen zu verläugnen, ihren eigenen Willen zu brechen und das Gebet in Acht zu nehmen, auch nicht sich mit Einbildungen zu tragen, was wir seien durch Ihren Herrn Vater „(derselbe war als Präsident des Reichshofrathes in Wien der höchstgestellte Beamte des Kaisers).“ Ew. ꝛc. gebe dieses zu weiterer Ueberlegung und unter Ihr und Ihrer Gemahlin Gebet, was Sie gut finden werden, Ihnen zu sagen oder nicht, meinem Herrn zu schreiben oder auch zu verschweigen. Ich rufe den allmächtigen Gott zum Zeugen an, wie mein Herz gepreßt und nichts als lauter Liebe habe für beider Kinder Leib- und Seelenwohl, daß ich sie ihm wieder zubringe, wie er sie mir gegeben, sollte es auch mein Leben kosten. Bitte, mein liebster Sohn, mich, eine sehr betrübte und verlassene Mutter, zu unterstützen, daß diese Kinder doch nicht wider den Stachel löcken und sich hier und dort selig machen möchten. Ich muß aufhören, obwohl mein Herz noch so voll, und Ihnen noch viel zu vertrauen hätte ꝛc.“ Zu den schwersten Prüfungen des Grafen gehörte sein Verhältniß zu einem Verwandten, mit dem er auch durch geschäftliche Beziehungen und durch die Ehe seiner Schwester mit dessen älterem Bruder in beständigem Verkehr bleiben mußte. So lange jener Schwager lebte, blieb das Verhältniß zwischen beiden noch ungetrübt, wiewohl die auseinander gehenden Neigungen beider öfters zu Tage traten. Der Vetter, Graf

A., beschäftigte sich nach der Sitte der Zeit viel mit der Alchymie und bemühte sich sehr, unsern Grafen auch dafür zu gewinnen. Bald sandte er ihm „Bücher, so vom Probiren und einigen dergleichen Handthierungen Meldung thun, Probirwagen, Probirgewichte und Klufte, zur Aushebung solcher Gewichte;" bald empfiehlt er ihm Menschen, von welchen er diese mysteriöse Kunst auf's zuverlässigste soll lernen können. Das Widerstreben Casimir's und sein Bemühen, doch nicht zu beleidigen, malt sich in seinen viel corrigirten Antworten, wie wenn er schreibt: „Aus Ew. rc. angenehmem vom Heutigen habe der Länge ersehen, was massen Dieselben Sich mühselig angelegen sein lassen, um einen Menschen auszumachen, wovon ich völlige Information und Scienz des Probirens von allerlei Erz und Metall erlernen könnte. Darauf kann leider! antwortlich nicht verhalten, daß zwar nicht völlig abgeneigt bin, in der Probir- und Scheidekunst mich einigermassen zu üben. Nachdem aber bis Dato ungewiß, was es mit dem hier im Lande angefangenen Bergwerken für einen Ausschlag gewinnen, und ob selbige zu einem austräglichen Stande kommen werden, so stehe annoch an, Jemand weiter anzunehmen rc." Als jedoch der Schwager des Grafen starb und Graf A. dessen Nachfolger in der Regierung ward, als die Schwester, die ihren Wittwensitz in Schwarzenau erhielt, gegen den neuen Regenten oft Schutz bei ihrem Bruder suchen mußte, als selbst dessen Unterthanen öfters bei unserm Grafen erschienen, ihn um Rath und Hülfe anzusprechen; da konnte es nicht ausbleiben, daß das bisherige freundliche Vernehmen getrübt wurde. Hier zeigte sich nun Casimir in wahrem Edelmuth; nüchtern und besonnen gab er nach, wo er konnte, um die Freundschaft zu erhalten, trat aber auch kühn und entschieden auf, wo ihm die Pflicht den Widerspruch gebot. Obgleich in der Regierung wittgensteinischer Lande älter als Graf A., überließ er diesem doch, weil er vor seinem Regierungsantritt von Chur-Brandenburg mit der Herrschaft von Hohenstein belehnt worden war, die Ausübung der Lehnsrechte des Gesammthauses, „zur Erhaltung guter Freundschaft und Einvernehmens, jedoch avitâ dispositione testamentariâ salva." Dagegen widerstand er fest bei anderer Gelegenheit. Graf A. hatte im Juni 1725 mit seiner Genehmigung den Hauptmann Regeler, einen Lieutenant und einen Fähnrich mit dreißig Mann

durch das Berleburgische nach Hallenberg, in's Chur-Kölnische gesandt, um dort einige seiner Unterthanen arretiren zu lassen. Das ganze Commando wurde indeß von einem Haufen Kölnischer Bauern auseinander gesprengt und verjagt. Graf A. gab unserm Grafen die Schuld, warf ihm vor, „er habe trotz eingeholter Erlaubniß seine Leute durch sein Gebiet escortiren lassen, es nicht verstattet, sämmtliche Unterthanen arretiren zu lassen und gefährliche Absichten gezeigt.“ Graf Casimir antwortet: „wer eine Compagnie von vierzig und mehr Personen durch sieben unbewaffnete Leute begleiten läßt, sollte der wohl gefährliche Absichten hegen? Dem Regeler ist kein Glauben beizumessen, da er ohne Noth, aus Mangel an Courage flüchtig geworden; er will seine ungereimte Conduite nur beschönigen. Der vernunftbedürftige Rombel hat Alles verkehrt gesehn und gehört, und ist durch des ersteren Flucht in gänzliche Confusion gerathen. Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, die Ihrigen mit Arrest zu belegen, und wenn Ew. ꝛc. sich nicht dabei beruhigen wollen, so überlasse ich Ihnen, ferner zu thun, was Ihnen gefällig ist. Ich bin zwar versichert, daß, wenn Sie Sich der von Gott und der Justiz dargebotenen Mittel bedienen wollen, ich mir nichts Böses zu befürchten habe; falls Sie aber Thätlichkeiten unternehmen wollen, so weiß ich, daß ein Gott ist, der nicht Jedem zulässet, so viel Böses zu thun, als er will, und welcher auch Mittel an die Hand gibt, wie man sich in gute Gegenverfassung setzen kann, zu welchen Weitläufigkeiten ich jedoch nicht hoffe, daß es kommen soll, vielmehr von Herzen wünsche, daß das von Ihnen gänzlich über den Haufen geworfene freundvetterliche und nachbarliche Vertrauen wiederum hergestellt werden möge, als der ich in ungeschmückter Redlichkeit verharre ꝛc.“ Der Wunsch wurde jedoch nicht erfüllt. Zwei Jahre später, im Mai 1725, ließ Graf A., — da sich unser Graf scherzweise gegen dessen Amtmann geäußert: „wenn er nicht die Wege bessern oder den an einer Wiese gemachten Zaun wieder aufmachen lasse, möge man es ihm nicht verübeln, wenn er denselben, so viel zum Durchfahren nöthig, öffnen ließe,“ — dreißig Mann vom Ausschuß, einige regulirte Soldaten und den Land-Capitain Regeler nach Schwarzenau marschiren, „um mir“, schreibt er, „wofern ich etwa den Zaun würde aufmachen lassen, ein Pferd aus der Kutsche auszuspannen, was aber,

dieweil wir einestheils es zu früh erfahren und meine Gemahlin sich in zweien Briefen höchlich über solche Unfreundlichkeit beschwerte, anderntheils, dieweil ich noch nicht Willens war wegzureisen, unterblieb, also daß die Auscommandirten unverrichteter Sache abziehen mußten und Graf A. bewogen wurde, den Zaun freiwillig wieder aufmachen zu lassen.“ Wenn sich, wie es unter solchen schmerzlichen Zerwürfnissen doch gewöhnlich der Fall ist, bei unserem Grafen der gute Fonds seines Charakters in dem Bisherigen noch nicht hinreichend offenbart haben sollte, so brauchen wir nur noch zu vergleichen, wie er sich bei dem Lebensende seines Widersachers verhielt, um uns zu überzeugen, wie ernstlich es ihm darum zu thun war, „bald, dieweil er noch mit ihm auf dem Wege war,“ sich mit ihm zu versöhnen. Er schreibt davon: „nachdem ich erfahren, daß der Herr Graf A. auf seinem Schlosse von Wetzlar, wo er sich fast zwei Jahre aufgehalten, in Gesellschaft des Herrn Kammerpräsidenten, Grafen von Viermund, angekommen wäre, schickte ich den Cavalier v. Kalkreuth dahin, um von unsertwegen ein Compliment zu machen, der aber den Kammerpräsidenten nicht mehr angetroffen, mir aber bei seiner Zurückkunft referirt, daß Herr Graf A. krank wäre. So bin ich, um ihm zu zeigen, daß ich keine Feindschaft oder Haß, ohngeachtet der vielen Verdrießlichkeiten, die er mir stets gemacht, den 22. August (1735) nach W. gefahren, habe ihn besucht, aber gar abgemattet, mit geschwollenen Beinen, als einen Wassersüchtigen leider angetroffen. Nach der Mahlzeit, welcher er noch beiwohnte, habe ich auf eine, dem äußern Scheine nach ganz liebreiche und freundliche Weise Abschied von ihm genommen, gleichwie er mich auch auf eben diese Weise empfangen. Am 27sten ist derselbe ganz unvermuthet und bei vollkommenem Verstande im 73sten Jahre seines Alters verstorben.“ Mochte sich der Versöhnliche auch kein Urtheil zutrauen, ob er den entfremdeten Freund innerlich vollkommen versöhnt; jedenfalls hatte er durch seinen zuvorkommenden Schritt auch die Erinnerung des Zerwürfnisses für die Mit- und Nachwelt ausgelöscht und jeden Nachwuchs aus der bösen Wurzel vernichtet; der freundliche Verkehr der Familien belebte sich bald wieder, und insbesondere die Söhne beider Grafen würden vertraute Freunde, welche ihre Regierungs-

geschäfte in beständigem Einvernehmen und in einerlei Sinn verwalteten.

Wie sehr dem Grafen die Erziehung seiner Kinder, besonders des erstgebornen Sohnes, am Herzen lag, sehen wir in seinen Bemühungen um tüchtige Lehrer und Erzieher. Er schreibt dieserhalb unter Anderm an eine verwittwete Gräfin Pappenheim zu Grünstadt: „ich erkühne mich, Ew. Lbdn. um einige Nachricht von dem Leben und Betragen eines gewissen Menschen, Namens Winckler, der bei Dero Herrn Sohn, wie ich höre, Hofmeister gewesen, zu bitten, nämlich ob er gar streng oder leutselig; denn wegen seiner Gottesfurcht habe ich schon Nachricht, wo anders die mir davon gegebenen Zeugnisse wahr sind. Dieweil ich den bei meinem Sohne, welcher in's fünfzehnte Jahre gehet, habenden Hofmeister, als der gar keine Gottesfurcht hat, auch sonst mir nicht allzuwohl ansteht, gerne abschaffen und einen frommen, geschickten und leutseligen Menschen annehmen wollte, denn ich bin sehr bekümmert um die Erziehung dieses meines einigen Sohnes.“ Später, nachdem der W. ihm empfohlen worden, schreibt er (März 1726) weiter über seine Forderungen: „mein Sohn, der wegen seiner schwächlichen Constitution noch einige Zeit hier bleiben soll, hat noch einen aparten Informator, der ihn täglich drei bis vier Stunden in der Latinität und im Christenthume unterrichten muß, auch einen Kammerdiener, der ihm die französische Sprache beibringet. Er ist zwar etwas geschwind, doch aber willig, was von ihm begehrt wird, zu thun. Des Hofmeisters Verrichtungen sollen hauptsächlich darin bestehen, daß er sorge, daß mein Sohn sich der Gottesfurcht befleißige, keine ihm übel anstehende Sitten annehme; ferner soll er ihn im Hause, wo er sich aufhält, begleiten, nach Erfordern bei ihm bleiben, zu Zeiten mit ihm spazieren gehn und dabei allerlei anmuthige Discurse von göttlichen, physikalischen, moralischen oder historischen Dingen, nach den Begriffen meines Sohnes, führen. Und so sich der Hofmeister auch täglich eine Stunde selbst die Mühe geben wollte, mit den Untergebenen abwechselnd einige nützliche Wissenschaften, als Geographie, Redekunst, Briefschreiben, etwas Logik und Metaphysik vorzunehmen, würde es mir gar angenehm sein.“ Er bietet dann „nebst Tafel, Logiment, Wäsche und Aufwartung 200, höchstens 300 Fl. Gehalt“ an. Die Anstellung

dieses Menschen kam indeß nicht zu Stande; dagegen heißt es im Tagebuch: „am 14ten November ist endlich der neue Hofmeister meines Sohnes, Herr Kanz, glücklich angelangt. Der große Gott, welcher Herzen und Nieren prüft, der wolle ihn doch tüchtig zu seinem Amte machen, damit Alles zum Besten meines Sohnes, nach Seel' und Leib, und vor allen Dingen zur Verherrlichung des großen Gottes gereichen möge.“ Der fromme Wunsch des Vaters wurde erfüllt; der Kanz wurde der geschickte Führer des jungen Grafen bis nach Vollendung seiner academischen Jahre, und späterhin sein Leibarzt.

Viertes Kapitel.

Das kirchliche und religiös-sittliche Leben, wie es unter der Regierung des Grafen Casimir sich gestaltete.

— — Du hast uns nun Eliam weggenommen,
Wer erbt denn seinen Geist? Ich will Elisa sein.
Ach, laß ihn doch auf mich nur halb, nicht zwiefach kommen!
Ja komm, du Gottes Pfand, und kehre bei mir ein.
Hilf mir, daß ich fein bald bei meiner kleinen Heerde,
In meinem kleinen Theil, ein kleiner Francke werde.
T. C. Hoppens Gedanken auf das Absterben des sel. Prof. Aug. Herm. Francke.

Wir kommen nun zu dem Hauptzweck unserer Lebensbeschreibung. Um die eigenthümliche Gestaltung des kirchlichen und außerkirchlichen religiösen Lebens, wie sie von dem Grafen Casimir in seiner Umgebung herbeigeführt wurde, zu verstehen, müssen wir zuerst auf die allgemeinen Zustände jener Zeiten einen Blick werfen. Ueber dieselben hört man heutzutage zwei einander sehr entgegengesetzte Urtheile. Die Jugend spricht vom Fortschritt; sie preis't unsere Zeit glücklich, daß endlich der Stecken des Treibers zerbrochen und das Joch der Last abgenommen worden. Wenn sie von der kastenmäßigen Absonderung der Stände, von der Knechtschaft des Volks unter seinen Drängern, den bevorzugten Klassen, von der Unwissenheit desselben, da Wissenschaft und Kunst fast nur Monopol der Vornehmen waren, und von dergleichen Dingen reden, so verklären sich ihre Angesichter in der Freude dessen, was geworden und was noch werden soll. Dagegen hören wir unsere Alten klagen: „wo ist doch der Wohlstand und der Glanz der früheren Zeiten hingekommen!

wie hat doch Gott die verlorene Frömmigkeit und Redlichkeit heimgesucht an uns, wie hat er das Kleid des Reichthums uns ausgezogen und die Stimme der Freude verstummen lassen auf den Gassen! Wie waren doch sonst alle Geschäfte so wohl besorgt, da es für jedes eine besondere Hand gab; wie arbeitete es sich so leicht, da Jeder das Seine nur zu thun hatte und Keiner überladen war; wie nährte das Amt noch seinen Mann, daß Jeder, bis zum Geringsten herab, noch etwas erübrigen konnte für den Dürftigen! Wie einzeln standen diese da unter der Menge der Wohlhabenden, wie bekannt waren sie und wie versorgt! Ein Gefühl des Wohlseins war über alle Klassen der Gesellschaft verbreitet, und auch der Arme hatte seinen Theil daran und wußte darum nicht von wirklicher Noth. — Aber in beidem, in Lob und Tadel, spricht hier das Vorurtheil; die heilige Wahrheit liegt im Verborgenen, der Spruch der Geschichte, den wir hören sollten, verhallt den Zeitgenossen unverstanden und spätere Geschlechter wundern sich, daß jene mit sehenden Augen nicht sahen und mit hörenden Ohren nicht hörten. Das vorige Jahrhundert litt an schweren, unsäglichen Uebeln. Grade auf jenen vermeintlich so glücklichen Zeiten lag, wie ein Druck geheimnißvoller Mächte, ein Gefühl der Angst und eine Furcht nahender göttlicher Gerichte, die oft mitten aus der scheinbaren Ruhe heraus in Tönen des bittersten Schmerzes sich Luft machte. Wer sie hört, der sagt sich im Andenken an jene Zeiten scheinbaren Ueberflusses: das Wohlthätigste für den Menschen dieser Erde ist Arbeit in bestimmtem Berufe, solchem, in welchem, gleichviel, ob hohem oder niedrigem, das Bewußtsein des göttlichen Auftrages und der Gemeinnützigkeit ihn beseelt. Wer so „dem Herrn dient und nicht den Menschen,“ der ist unabhängig, frei und selbst bei Wenigem zufrieden. Gefährlich dagegen ist der Ueberfluß; nicht bloß wegen seiner Wirkungen, indem er das sündliche Fleisch nährt, sondern weil er gewöhnlich auf der Lüge beruht, wie er in Täuschung und Lüge zu endigen pflegt. Es gibt keinen Ueberfluß in der Natur; Alles hat seinen bestimmten Zweck, dem es nicht entzogen werden darf, und wo irgend an einem Gliede ein Ueberfluß von Säften erscheint, ist immer vorauszusetzen, daß solche einem Andern zu dessen Schaden entzogen sind. So im Menschenleben; wo die Thätigkeit der Menschen, die Arbeit, auf über-

flüssige und eitle Dinge gerichtet ist, da unterbleiben anderwärts gute und nothwendige. Das Treiben in vielerlei, wenn auch nicht an sich bösen, doch unnützen und überflüssigen Dingen, erzeugt das elende Gefühl der Leere und die Ahnung einer rächenden Vergeltung. Und hier hilft kein Beten, kein Frommsein. Thue den Willen Gottes, heißt es, und dann sage: Herr, Herr; wenn das Leben nicht gebessert wird, so wird die Andacht selbst etwas Unwahres, Vergebliches und Falsches. Die Geschichte hat laut entschieden, daß über unser deutsches Vaterland im vorigen Jahrhundert von Frankreich her ein tiefes Verderben gekommen ist. Nicht bloß, daß es geplündert, zertreten, beraubt worden ist, sondern, was weit schlimmer: ein Geist des Hochmuthes, der Zuchtlosigkeit und Faulheit ist von dort her in alle Lebensverhältnisse eingedrungen. Ein steifes Formelwesen ließ in den Geschäften keine Zeit zu Thaten und im gesellschaftlichen Verkehr keinen Raum für den Ausdruck unmittelbarer Theilnahme und Liebe; hinter den breiten Redensarten und Gebräuchen einer scheinbaren Höflichkeit und feinen Sitte verbarg sich nur zu oft die abscheulichste Rohheit und Sittenlosigkeit, und die Arbeit, ein großer Theil der besten Kräfte, war auf Gegenstände des Luxus und auf die Befriedigung eitler Hoffahrt, fauler Vornehmigkeit gerichtet, nichts anders als ein geschäftiges Nichtsthun. Wir sagen nicht, daß es so überall und namentlich bei den mittleren und unteren Ständen so war; aber wir sagen, es war dieß der herrschende Geist der Zeit, die Gewalt der Mode, die ihre Gesetze, nachdem sie einmal von dem Geist der Welt sanctionirt waren, auch mit der unwiderstehlichen Macht desselben durchzusetzen wußte. Alle edleren Gemüther jener Zeit suchten nun gegen den Andrang dieses Verderbens Hülfe da, wo sie allein zu finden war, in dem Evangelium. Daß unser Glaube der Sieg sei über die Welt, diese fröhliche Ueberzeugung war seit den Tagen jener reformatorischen Männer, eines Spener und Francke, in unserm Vaterlande wieder in vielen Herzen erwacht. Leider! aber war das Christenthum in der protestantischen Kirche damals dem Einfluß auf das öffentliche, werkthätige Leben so entzogen, auf das Gebiet der Innerlichkeit, der Andacht und des Gebetes so verdrängt, daß bei dieser Einseitigkeit, diesem Mißverstande seiner Bestimmung und seines eigentlichen Wirkungskreises, seine weltüberwin-

dende Kraft dem herrschenden Verderben gegenüber mehr nur gehofft, als im Glauben bethätigt wurde. Er überwand die Welt bei allem Predigen und Beten nicht; daher entstand selbst in den Besseren bald ein Gefühl von Ohnmacht desselben, und als ob seine großen Verheißungen doch am Ende nur ohnmächtige, wiewohl „fromme Wünsche," — gleich dem berühmtesten Buche Spener's — seien. Natürlich; denn wer sich fleißig erbaut durch Kirche, Abendmahl und Gebet, und dabei doch derselbe bleibt und gegen den herrschenden Zeitgeist nichts vermag, an dem rächt sich die Fruchtlosigkeit seiner Andachten am Ende durch Gleichgültigkeit und Verachtung gegen den Glauben selbst. Wenn das Evangelium seine göttliche Kraft zur Seligkeit am Ende nur erst in der zukünftigen, jenseitigen Welt offenbaren soll, so ist ihm sein Hauptlebensnerv schon abgeschnitten, es ist todt. Der Unglaube, in welchem das vorige Jahrhundert endigte, war keineswegs eine Frucht wahrer Aufklärung und tieferer Blicke in das Wesen und die Urgeschichte des Christenthums; sondern seine wahre Geschichte ist diese: erst verdrängte er das Christenthum durch Verdrehung der Lehren der Reformation aus seinem eigentlichen Wirkungskreise, dem thätigen Leben, in einen falschen, einseitigen Idealismus, in eine abstracte Innerlichkeit, wo die Reinheit des Glaubens in einer orthodoxen Kirchlichkeit und die Kraft der Liebe in andächtigen Reden und Gebräuchen vornehmlich sich erweisen sollte; nachdem dann das Christenthum in dieser klösterlichen Entfernung von der Welt natürlich nicht sie zu besiegen und zu verbessern vermocht, machte er ihm selbst zum Vorwurf, was er doch allein verschuldet hatte, sagte, das Messer tauge nicht, wiewohl er selbst zu verhindern gewußt, daß es, in der rechten Weise gebraucht, gegen das faule Fleisch der Zeit muthig gewendet wurde. So war das Werk der Reformation stecken geblieben; nachdem sie das Christenthum aus einer falschen Aeußerlichkeit zu dem ihm ursprünglichen Gebiete der Innerlichkeit zurückgeführt, durch die Predigt des Evangeliums und den Gebrauch der Sacramente Erleuchtung, Bekehrung, Heiligung des Herzens und dann des ganzen Lebens angestrebt hatte, wurde durch die Macht der feindlichen Welt und die Schwäche der evangelischen Christen die Innerlichkeit ihres Christenthums selbst etwas Einseitiges. Rechtgläubig lutherisch und reformirt predigen,

zum Abendmahl gehn und taufen, das war das Christenthum der evangelischen Kirche, eine rein innerlich gehaltene Erleuchtung und Bekehrung ihre Frucht, und, bei der ungehinderten Herrschaft des Geistes dieser Welt, die jenseitige ihre einzige Hoffnung, der Schauplatz ihrer Siege.

Wo irgend eine Ahnung, ein Gefühl dieses ihres Zustandes in der evangelischen Kirche damals war, da ging auch das Bemühen der Frommen dahin, das Christenthum praktisch zu machen. So hier. Der Graf Casimir wollte die Kirche seines Landes aus dem Zustande der Lethargie erheben; all' sein Eifer zielte dahin, in seinen Gemeinden der Welt den Beweis darzustellen, daß das Christenthum der evangelischen Kirche nicht ein vergeßliches Hören, sondern ein Thun des göttlichen Wortes und ein Durchblicken in das Gesetz der Freiheit sei. Dazu suchte er die kirchlichen Institutionen immer wirksamer zu machen, dazu allen anderweitigen anregenden und segensreichen Erscheinungen in seinem Lande Raum zu verschaffen, dazu wollte er auch seine Regierungsgewalt vornehmlich benutzen. Seine Regierungsbeamten nicht minder als seine Geistlichen waren diesen seinen Absichten gemäß gewählt und instruirt. Was ihm der aus dem Wiedischen hierher berufene Pfarrer Abresch einmal schreibt, das dürfen wir als seine eigenen Grundsätze betrachten. Nachdem er ihm am 13. August 1717 zu seiner zweiten Verehelichung Glück gewünscht, fährt er fort: „es gehet aber mein unterthänigst wohlmeinender Wunsch auch dahin, daß Ew. hochgräflichen Gnaden Dero hohes und wichtiges obrigkeitliches Amt je länger je mehr dahin richten mögen, damit die Ehre des großen Gottes durch Ihre Regierung ausgebreitet, das Reich Jesu, als des Königs aller Könige und Herrn aller Herren erweitert und dann auch der Unterthanen zeitliche und ewige Wohlfahrt befördert werde. Dazu wird denn auch ein gutes Mittel sein, wenn Ew. rc. treuen Predigern nicht allein freie Hände lassen, ihr schweres Amt nach Gottes Willen und Ueberzeugung ihres Gewissens zu verwalten, sondern auch die widerspenstigen Kläger zum Gehorsam gegen ihre Prediger gnädig ermahnen werden. Ich bitte nicht um Zwang, vielweniger um Rache gegen sie, sondern vielmehr um Gnade, wenn sie mir schon noch übler begegnen sollten, maßen ich um des Guten und um der Wahrheit willen durch Gottes

Gnade wohl Schmach tragen kann; ich halte nur unterthänigst an, daß den Unzufriedenen kein Gehör, sondern vielmehr gnädigster Befehl gegeben werde, dem guten Vorhaben ihres Predigers sich nicht zu widersetzen, es sei denn, daß sie beweisen können, daß man auf eine unbillige Weise mit ihnen handle: denn in solchem Falle bin ich bereit, mich richten zu lassen und meine Fehler zu corrigiren. Ich hoffe aber nicht, daß sie mir noch zur Zeit einen Hauptfehler werden darthun können; denn nachdem ich durch die Erfahrung gelernet, daß durch allzugroße Schärfe zumal nichts zu erbauen ist, so habe ich bei dieser Gemeine (Raumland) alle mögliche Bescheidenheit zu gebrauchen gesucht, um die Gemüther desto besser zu gewinnen. Aber da ich doch gegen den Verfall des heutigen Christenthums habe zeugen und zum wahren, inneren Christenthum anmahnen, die offenbar Gottlosen vom heil. Abendmahl abhalten, die Heuchler aber mit Worten davon abmahnen und dann auch die obrigkeitlichen Verordnungen wegen Abschaffung der vielen Gevattern und weitläuftigen Mahlzeiten bei den Kindtaufen handhaben müssen so sind Verschiedene unzufrieden und fordern Dinge von mir, welche ich nicht thun kann. Nun trage ich solchen Widerwillen gegen mich zwar mit Geduld, in Betrachtung, daß es meinem Erzhirten, wie auch allen seinen treuen Unterhirten jederzeit nicht besser ergangen; um ihres eigenen Besten willen aber wünsche ich herzlich, daß durch das gnädige Zureden Ew. 2c., sonderlich, wenn sie mit Klagen gegen mich, wie gedräuet worden, einkommen sollten, die Unzufriedenen auf bessere Gedanken gebracht werden möchten, welches denn dem lieben Gott ohne Zweifel wohlgefallen und von ihm nicht unbelohnt gelassen werden wird.“ Diese Anwendung der obrigkeitlichen Gewalt für kirchliche Zwecke, namentlich zur Unterstützung einer strengeren Ausübung der Kirchenzucht wußte der Graf mit der väterlichen Milde eines kirchlichen Oberhirten zu verbinden und das bischöfliche Recht der Landesherrn in der evangelischen Kirche mag nirgends einen wahrhaft geistlicheren Inhaber und Vertreter gehabt haben, als ihn. Dabei war er durchaus frei von jeder Anmaßung, seinen Einfluß in Beziehung auf die Lehre und den Gottesdienst geltend zu machen. Die Art, wie er die Predigt, die er regelmäßig besuchte, hörte und auf sich anwandte, beweis't dieß zur Genüge. So schreibt er, nach-

dem er den Inhalt einer Predigt des Inspectors Christoph Schefer, über die Heilung des Gichtbrüchigen, Matth. 8, wie er stets zu thun pflegte, im Tagebuche sich notirt hatte: „Ach, Herr Jesu, hier erscheint ebenfalls ein solcher gichtbrüchiger Knecht vor Deinem allerheiligsten Angesicht, der zu einigem Guten ohne Dich, sich selbst gelassen, untüchtig ist. Ich komme aber im vollen Glauben zu Dir und bitte demüthiglich, mache mich von meiner Krankheit gesund; gib mir Gnade, den Weg Deiner Gebote sicher und richtig zu betreten, in allem Guten beschäftigt zu sein; rüste mich mit Deinem heil. Geiste, Dein Wort und Willen zu verkündigen, damit also mein Leib, Seel' und Geist forthin unsträflich behalten werden möge bis auf den Tag Deiner Zukunft; so will ich Dir mit Allem, was ich bin und habe, Lob und Dank sagen.“ (Nov. 1727.)

Wer also die Sünde im eigenen Herzen erkannt und der Strafe des göttlichen Geistes sich selbst unterworfen hatte, der war auch fähig zu einer richtigen Beurtheilung der Gebrechen seiner Zeit, er vermochte es anzuhören, wenn er mit voller Freimüthigkeit in christlichem Sinn darauf hingewiesen wurde. In dieser Fähigkeit beweis't sich recht eigentlich die christliche Gesinnung, und es ist überaus lehrreich wahrzunehmen, wie in jenen Zeiten, wo die ganze Last und Verantwortlichkeit der Regierung auf der einzigen Person der Regenten lag und jede Spur unserer altdeutschen, freien Staatsverfassung mit dem Eindringen der Sache, die uns eben so fremd und französisch ist, wie das Wort, welches sie bezeichnet — der sogenannten Souveränetät — verschwunden war, wie da der Geist christlicher Gemeinschaft ersetzte, was fehlte. Keine Volksvertretung konnte unserm Grafen das Bedürfniß seiner Gemeinen und seine Pflicht so bestimmt, so derb unter die Augen halten, als es seine eigenen, freilich aber christlich gesinnten Beamten thun durften und mußten. Man lese, was z. B. ein Amtmann Vester am 1. November 1734 schreibt: „Nachdem Dero gegenwärtige Umstände bei den eingefallenen trübseligen Zeitläuften, wo bereits Länder, Herrschaften und Unterthanen in's Elend gesetzt worden, vor Dero hochgräfliches Haus und Land mir je länger, je schlechter, vor Dero eigene Person aber gefährlicher erscheinen, so daß ich in steter Furcht und Sorge bin, daß, wofern nicht ohne Verzug eine angemessene Aenderung

in Allem zur Hand genommen wird, ein totaler Ruin und Umsturz erfolgen wird; so kann vor Gott, Gewissens und Pflicht wegen mich nicht länger entbrechen, Ew. Excellenz solches in Unterthänigkeit zu eröffnen und zu Gemüthe zu führen, mit Bitte, Sie wollen die Sache selbst vor dem lebendigen Gott in genaue Prüfung nehmen und demnächst, ohne Zurathung mit Fleisch und Blut und Menschen, als wodurch Sie zu keiner gottgefälligen, zum Zweck führenden Entschließung kommen können, Alles schleunig in die Wege richten, daß Sie versichert sein können, daß Gott damit zufrieden sei, gestalten er sich Ew. rc. nie unbezeugt gelassen, sondern vor vielen andern Herren mit besonderer Gnade und Liebe jederzeit gemeint und gesuchet, und Ihre Seele aus dem Verderben zu reißen, alle Sorgfalt angewendet. Was ist denn nun nöthiger, als vor dem Allmächtigen unverzögert Dero geist- und leiblichen Zustand zu untersuchen, weil es noch heute heißt, und zu prüfen, was seinem heiligen Auge mißfällig sein möge, wegzuthun, was mit der Nachfolge Jesu nicht übereinkommt, die Seufzer und Klagen der armen Leute, — welcher Elend weit größer, als Sie denken, — zu heben, den Wundert- und Diedenshäusern das abgepfändete Vieh wieder zu geben, um das neue Gebäu im Segen bewohnen zu mögen, die rückständig sein sollenden Frohnen, als wodurch Gott zu einer Gegenrechnung das Schwert in die Hände gegeben wird, zu cassiren, den Unterthanen, weil sie Ihnen doch vom Größten bis zum Kleinsten alle anvertraut sind, um für ihre Seelen bestens zu sorgen, die Lasten und Dienste zu erleichtern, um daneben hinlängliche Anstalten zur Tilgung der Schulden vorzukehren, daß Sie am Ende Ihrer Jahre ruhig leben und sodann in Jesu freudig sterben mögen. Ew. rc. wissen aus vieler, selbsteigener Erfahrung, wie gar nichtig und elend alles Wesen und Herrlichkeit der Welt ist, und wie eine Viertelstunde heftiger Leibesschmerzen, — was wird Gewissens- und Todesangst erst thun! — Alles auf einmal vergessen machen kann; o, darum lassen Sie doch um Gottes und Ihres Heils willen ohne Verzug und freiwillig fahren, was doch nicht zu halten ist, und verschaffen Sie, daß um des Schattenwerks willen Ihr ewiges, vom Herrn so theuer erworbenes Gut nicht verloren gehe. Er schließe Ihnen selber Alles auf und helfe auch in Gnaden, da doch kein an-

derer Weg ist, als vincere aut mori „(siegen oder sterben)“ die vorkommenden Schwierigkeiten überwinden. Diesemnächst kann auch unterthänigst nicht verhalten, was massen der bedenkliche Traum, welcher, wie Ew. 2c. bekannt ist, Sie und mich betrifft, mir alltäglich im Gemüthe liegt und mich zu steter Buße erinnert. Dannenhero ich im Namen Gottes beschlossen, um diesem göttlichen Gnadenzuge folgen zu können, meine bisherige Amtsbedienung, indem solche mein Gemüth durch das stete Zanken der armen Leute sehr zerrüttet, auch die vorkommenden Executionen, Klagen und andere Vorfälle mir weder Tag noch Nacht Ruhe lassen, nolens volens niederzulegen, obgleich voraussehe, daß der Herr zu Druck und Leiden rufet. Der Barmherzige wolle mir, wie alle, so auch die in meiner 25jährigen Bedienung begangenen vielen Fehler und Versehen aus Gnaden um Christi willen vergeben, Ew. 2c. und Dero Frau Gemahlin aber die mir erwiesene, unverdiente Gnade, Wohlthaten, unsägliche Langmuth und Geduld, mit unendlichem Segen, weil ich es nicht vermag, vergelten, mich aber stärken, für Dero Heil und Wohlfahrt nach wie vor unabläßig zu seufzen, mithin zeitlebens zu verharren 2c.“ Es bedurfte nicht, daß der redliche Mann, im Bewußtsein der Kühnheit, mit welcher er gesprochen hatte, sich bereit erklärte, sein Amt niederzulegen. Er blieb des Grafen treuer Diener, und eine Wirkung seiner freimüthigen Sprache spiegelt sich vielleicht in dem in jenen Tagen in das Tagebuch niedergeschriebenen Gebet: „Dir, dem langmüthigen Gott, sage ich herzlichen Dank für Deine Gnade. Ach, erbarme Dich doch über mein eiskaltes, zu allem Guten erstorbenes Herz und erwärme es mit Deiner Liebe; mache mich wieder lebendig, Früchte des Glaubens, der Gerechtigkeit und der Demuth tragen zu können zur Verherrlichung Deines Namens, meiner Seelen Heil und zur Erbauung aller Einwohner dieses Ländchens im Guten.“ Wir können nicht umhin, noch einem solchen Worte der Klage hier Raum zu gestatten, weil der Zustand der Zeiten, die Stimmung der Frommen und ihre merkwürdige Ahnung derjenigen Umgestaltung der Dinge, die ihr Jahrhundert noch erleben sollte, so wie der Mittel, worin sie Hülfe suchten, auf so anschauliche Weise sich darin zeigt. Der Forstmeister Hans Chr. von Kalkreuth schreibt am 13. Januar 1741: „Ich habe bishero zwar bei Ew. 2c.

und unterschiedenen Standes, sowohl oberen, als niederen Personen, bei allerlei Gelegenheit bezeuget, wie mir unser Zustand vorkomme, und was für abscheuliche Gerichte Gottes um des ungöttlichen Lebens willen diesem und andern Ländern bevorstünden. Daß es aber wenig regardiret worden, inzwischen aber auch den allergröbsten Weltmenschen die Augen einigermaßen aufgegangen sind, zu sehen, daß das Ungewitter immer mehr heraufkommt, ja! der ganzen Welt, wo nicht der völlige Untergang, doch unaussprechliche Plagen gedrohet werden, lieget am Tage. Wenn mir Aermsten aber die Liebe des Nächsten doch von Gott befohlen ist, so habe es wagen wollen, Ew. 2c. auf die einfältigste Art zu schreiben und 1) zu bitten: Sich und Ihr ganzes Haus vor dem allsehenden Auge Gottes zu untersuchen, ob Sie Sich unter der Gnade, oder unter dem Zorne befinden? sodann aber 2), im Fall Dero Herz zu der Liebe Jesu und väterlichen Vorsorge für Dero Landeskinder bewogen würde: ob sie nicht mit den Predigern des Landes eine Zusammenkunft halten wollten, darin Ew. 2c. denselben die allgemeine Noth, wie es sich etwa in Ihrem Herzen ungekünstelt finden möchte, vorstelleten und ermahneten, die Hand an den Pflug des Herrn zu legen, Sich mit ihnen unter Gott zu beugen, und sodann durch Ausschreibung extraordinärer Fast-, Buß- und Bettage dem gemeinen Mann Anlaß zum Nachdenken zu geben. Ich weiß gar wohl, daß damit nichts verdienet, und wo die Herzen nicht geändert werden, Gott kein Wohlgefallen daran haben wird. Ich weiß aber auch, daß wohl noch hie und da eine Seele (insonderheit wenn die, so mehr Erkenntniß als der gemeine Mann haben, sich erst recht zum Herrn Jesu wenden werden) in sich schlagen kann und bei sich selbst sagen: was mache ich doch! Zu geschweigen, daß, wo auch keine gründliche Bekehrung erfolgte, eine zwar nicht heuchlerische, aber doch um der bevorstehenden Strafen Gottes willen angestellte, äußerliche Beugung unter Gott, doch auch nicht ohne allen Nutzen sei, wie wir an dem Exempel Ahab's sehen. Dieses ist, was ich nach der Liebespflicht thun müssen, den Ausgang aber der ewigen Liebe überlasse.«

So richteten sich also Aller Augen bei dem schmerzlichen Gefühle des Widerspruchs zwischen dem Leben in seinen herrschenden Sitten und Gebräuchen und dem Vorbilde Christi

auf die Kirche als diejenige Anstalt, durch welche der Geist, der da heiligt, seit der Zeit er auferstanden, an den Menschen sich wirksam beweisen, durch Belehrung und Erziehung, durch Vorschrift und Zucht den Einzelnen ergreifen, umwandeln und so von Innen heraus das Ganze bessern müsse. Und in der That, wir können der Kirche dieser Grafschaft, ihres Werkes im Glauben, ihrer Arbeit in der Liebe und ihrer Geduld in der Hoffnung, nur mit Beschämung gedenken. Es wurde davon in aller Welt gesagt, und die Denkmäler zeugen noch. Jene Prediger reden noch zu uns in ihren Schriften, Denkmälern, nicht ihrer Stubengelehrsamkeit, sondern ihres großen Eifers für gründliche Belehrung und Besserung der Gemeinden. So schreibt der Inspector L. Christ. Schefer in der Dedication einer „Nachforschung der Wahrheiten" in den Briefen Petri (Marburg 1705): „Der Gemeine, zu deren Dienst am Wort durch Gottes Vorsehung ich berufen bin, wünsche ich viele Gnade und Segen. Der Wachsthum in der Erkenntniß der Geheimnisse, welche uns Gott in seinem Worte geoffenbaret, ist eine den Gläubigen höchst nöthige Sache. Hier thun sie nun wohl, wenn sie mit allem Fleiß achten auf das feste, prophetische Wort. Nach dieser Ueberzeugung habe ich Euch, meine Geliebten, einige Stücke des Wortes der Ordnung nach bisher vorgetragen, und da diese Episteln zu Ende gebracht, bin ich auf den Gedanken gekommen, solche nach des Herrn Willen noch einigemal Euch vorzutragen, da es denn dienlich, daß Ihr durch Lesung dieses zu fernerer Verhandlung Euch desto besser vorbereiten möchtet; der Herr wolle dieses Vorhaben zu unser Aller Heil in Gnaden segnen." Am Schlusse dieser sehr geistreichen und gemeinfaßlichen Auslegung will er noch mit vier Betrachtungen seinen Geliebten an die Hand gehen: 1) wann man zur Kirche gehen will: Die Weisheit klagt und läßt sich hören auf der Gasse — durch ihre Diener, und unsere Kirchengebäue haben wir nicht anders als die offene Straße anzusehen, da es so geordnet, daß man vor dem Wetter sicher sei. Da will Christus mit seiner Gnade und Geist mitten unter uns sein, da soll er verkündigt werden, nicht in Haß und Zank, sondern aus guter Meinung und Liebe, daß sein Wort reichlich unter uns wohne, die Gläubigen unter einander ihrer selbst wahrnehmen, mit Reizen zur Liebe und guten Werken, sich

vereinigen im Gebet zu Gott, daß auch die Ungezogenen vermahnet, die Schwachen getragen und die Widerspenstigen wieder nüchtern werden aus des Teufels Strick. Wie nun ein Jeder mit Gebet sich bereiten soll, wenn er der Versammlung nahet, so sollen besonders die Gläubigen für die Diener seufzen, daß sie mit Kraft und Weisheit von oben möchten angezogen werden; 2) wenn man zum Abendmahl gehen will: Im Stande der Unschuld hat Gott dem Menschen den Baum des Lebens eingesetzt, daß durch den Genuß von demselben das ewige Leben als Belohnung des Gehorsams ihm sollte versiegelt werden; noch mehr hat Gott nun dem armen Sünder zu solcher Versiegelung seiner Gnade leibliche Zeichen geben wollen. Christus, der Engel des Bundes, will durch das Abendmahl den Gläubigen versiegeln, daß sein Leib für sie gebrochen und sein Blut für sie vergossen sei; er will sie dadurch mit sich immer auf's Neue verbinden, daß sie zu gleichem Tode möchten gepflanzt sein und Gotte leben in ihm, und ist also gleichsam der Treuring, den der Gläubige von Christo empfängt, und sich mit ihm im Glauben verlobet; endlich hat er damit auch die Seinigen unter einander in herzlicher Liebe verbinden wollen, daß sie, Eines Brodes theilhaftig, zu Einem Geiste getränkt, sich hier die Rechte der Liebe und Versöhnung reichen sollen. Ob sie diesen Endzwecken aufrichtig nachzukommen gedenken, sollen die Gläubigen sich dann prüfen; ist hier der Mensch nicht aufrichtig, so ißt und trinkt er ihm selber das Gericht; 3) als man sein Kind zur Taufe bringen läßt: Die Gläubigen sollen gedenken, daß die Verheißung des heil. Geistes ihnen und ihren Kindern gehört, welche Christus ihm zu bringen befohlen und bezeuget, daß ihrer das Himmelreich ist, darum auch der Apostel sagt, daß sie heilig sind (1 Cor. 7, 15). So können die Gläubigen hier sich versichern, daß sie und ihr Haus selig sind (Apostelgeschichte 16, 31) in der Abwaschung der Sünden, in der Gemeinschaft mit Christo und unter einander. Ihre Kinder sollen hiermit der Gemeine befohlen sein, daß sie sich ihrer als Bundesgenossen annehmen und sie in der Erkenntniß des Heiles möchten auferzogen werden, welchen Dienst der Liebe die Taufzeugen sich besonders wollen angelegen sein lassen. So wird uns die Taufe der Bund eines guten Gewissens mit Gott; 4) worum man täglich

von Gott zu bitten hat: Wir müssen uns stets empfehlen in den Schutz Gottes, daß wir bewahrt bleiben mögen vor unsern Feinden und die Sünde nicht herrsche in unserem sterblichen Leibe. Wir müssen ernstlich bitten um den heil. Geist, als das einzige Gut, so wir hier auf Erden zu wünschen haben, daß er uns heilige durch und durch und unser Geist ganz, sammt Seel' und Leib unsträflich behalten werde, daß wir durch ihn Christum recht einen Herrn heißen, sein Kreuz auf uns nehmen und von ihm lernen, sanftmüthig und von Herzen demüthig sein. Dann, daß wir uns unter einander lieben, auch unsere Feinde segnen, in stillem Wesen arbeiten und unser eigen Brod essen, dann uns des Segens von Gott getrösten, stets unsern Geist in seine Hände befehlen und also selig unser Leben beschließen mögen." — In diesem Sinne also wirkte die Kirche, wurde der öffentliche Gottesdienst besucht, communicirt, getauft und gebetet. Das Evangelium konnte dabei seine alte Natur nicht verläugnen, daß es als Thorheit und Aergerniß denen erschien, die verloren waren, und die strafende Kraft desselben klingt wieder in der Sprache der Spötter, welche damals dieselbe war, wie heute. Eben jener Hofmeister, welchen der Graf, weil er "gar keine Gottesfurcht" gehabt, entlassen, Christ. Gottl. Stockmann, entladet seinen Groll gegen den Inspector Schefer in einem Briefe an den Grafen, Frankfurt, den 22. März 1727. Er dankt "schriftlich", weil es mündlich nicht sein sollte, für erwiesene vielfältige Gnade, insbesondere dafür, daß, wie ihm nicht unbekannt geblieben, der Graf ihn gerne auf allezeit im Dienste behalten haben würde, wenn nicht eine gewisse unversöhnliche Art Leute das Crucifige über ihn geschrieen und ihn als einen Spötter angeklagt hätten. Aber die Leute irren bloß in der Definition des Guten; Gott wisse, daß er das wahre Gute nicht verspottet und gerne andere Menschen gehn und stehn lassen, wie sie wollen. Doch sei er nicht in Abrede, daß ihm zuweilen aus menschlicher Schwachheit ein Zorn oder Lachen erwecket werde, wenn er solche horribele Dinge der falschen Pietät sehe, darüber auch ein Cato selbst und Heraklit lachen müßten; z. B. wenn sie sähen, daß so viel von einem ungewissen, tausendjährigen Reiche gesprochen wird, daß darüber das den Frommen gewisse Himmelreich vergessen würde; daß die so oft wiederholte Lehre von der Wie-

verbringung aller Dinge den Pöbel ruchlos machet; daß ein vom geistlichen Hochmuth erfüllter Mann die Zeit determiniren will, wann die Welt ein Ende nehmen und das sogenannte herrliche Reich den Anfang nehmen soll, da doch dieses ein Geheimniß, so die Engel im Himmel nicht wissen; daß Einer für einen guten Geistlichen passiret, der die zwei Kennzeichen der Christen, das heil. Abendmahl und die Taufe nicht statuiret*), — und so viele andere Dinge in Lehre und Leben, womit Ew. rc. aufzuhalten unnöthig. Gott vergebe es Denen, welche Ew. rc. deß etwas von mir beigebracht. — In einer Beilage dankt er dann für die ihm durch den Hofmeister v. Kalkreuth übersandten sechs Pistolen, so wie für einen dem Inspector Schefer gegebenen Verweis, daß er für circa 400 Stunden, so er seinem Sohn gegeben, sich nicht geschämt, ihm eine Pistole und etliche Bücher, so er nicht zu gebrauchen gewußt, anzubieten, da er, wenn er doch so exemplarisch sein wollte, dieses Laster, nämlich den Geiz, nicht haben sollte. — Es bedarf nicht, in solchen Worten die Sprache eines gottentfremdeten Herzens nachzuweisen, welches vergeblich sich bemüht, den Stachel des Geistes im Gewissen wegzuraisonniren. Glücklich aber das Haus, dessen Herr, wie unser Graf, nach David's Regentenspiegel (Ps. 101) handelt und spricht: „ein verkehrtes Herz muß von mir weichen, den Bösen leide ich nicht. Der seinen Nächsten heimlich verläumdet, den vertilge ich. Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande und habe gerne fromme Diener." Der Graf blieb mit seinem Inspector, von dem er den Glauben gelernt, durch den er in die Christengemeinde aufgenommen war, und den er wie einen Vater liebte, bis an dessen Ende, 17. October 1732, in dem innigsten und vertrautesten Verkehr, so daß er ihn öfters auch auf seinen Reisen mitnahm und das heil. Abendmahl gewöhnlich nicht bloß von ihm, sondern öfters auch mit ihm empfing, wovon er z. B. am 25. Dezember 1730 schreibt: „Der Herr Inspector mußte, da ich wegen meines Hustens nicht in die Kirche kommen konnte, nach geendigter Morgenpredigt zu mir auf mein Zimmer kommen, da wir beide denn mit sehr großer Erbauung, Segen, Ermunterung und Erweichung meines sonst leider! sehr harten, kalten und trä-

*) Der Vorwurf zielt gegen die Duldsamkeit, welche Schefer den Separatisten bewies.

gen Herzens mit einander communicirten. Worauf er den Mittag bei mir zum Essen blieb, nach dem Essen aber eine kurze und schöne Erweckungsrede über Offenb. Joh. 19, 9: selig sind, die zu dem Abendmahl des Lammes berufen sind, hielt.«

Als nach seinem Tode der bisherige zweite Prediger, Johann Adam Schäffer, in die Stelle des ersten hinaufrückte, kam der erwähnte Wilhelm Abresch in das zweite Pfarramt zu Berleburg. Er wurde damit der Hauptkatechet der Gemeine, und wir bekommen eine Vorstellung von der Beschaffenheit des damaligen katechetischen Unterrichts durch seinen uns hinterlassenen Katechismus: »Ordnung des Heils, eine Unterweisung von den Gründen des wahren Christenthums für die Jugend, sonderlich, wenn sie das erste Mal zum heiligen Abendmahl gehen will. Berleburg, Joh. Jac. Haug. 1833, 3. Ausg.«

Vornehmlich bemerken wir die Fortbildung der Kirchenlehre seit der Reformation in diesem Büchlein an demjenigen Lehrstücke, welches den Gesichtspunkt bildet, unter welchem alle übrigen hier in's Auge gefaßt werden. Das ist die Lehre von der Heilsordnung, von dem Wege, welchen die Seele des Menschen nach der göttlichen Ordnung durch Buße und Glauben gehen muß, um des göttlichen Lebens ganz theilhaftig zu werden. Es ist das volle Bewußtsein, daß das ewige Leben in dem Menschen beginnt von dem Momente an, wo er in diese göttliche Heilsordnung eintritt, welches hier mit aller Freudigkeit und Klarheit sich ausspricht, und worin die ganze, einer todten Rechtgläubigkeit entgegengesetzte Richtung hervortritt. Was half alles Rühmen von der durch die Reformation wieder hergestellten reinen Lehre, so lange die Seele des Menschen nicht, um in das lebendige Verständniß derselben einzugehen, die Erleuchtung des Geistes suchte, durch welchen allein wir Christum einen Herrn nennen können. Das war das Verdienst jener Männer, daß sie dem christlichen Leben seine Wurzeln zeigten, zeigten, wie in der Seele des Menschen das Wort Gottes ein lebendiger Same werde und ein Quell, der in das ewige Leben fließt. Daß es auch hier Abwege gibt, und daß diese es waren, auf welche die Welt bei ihrem Spott über die unverstandene gute Sache losschlug, liegt in der ewigen Ordnung der Dinge, nach welcher das Hervortreten der falschen Extreme es ist, wodurch sich der der gött-

lichen Sache beigemischte menschliche Wahn in gesunder Entwicklung aussondern muß. Der bekannteste und betretenste dieser Abwege war der Pietismus, diese Neigung, aus der Heilsordnung eine menschliche Schulzucht zu machen, und die ewigen Gesetze des geistlichen Lebens in eine Wiederkehr gewisser abgegränzter, vorausbeschriebener Erscheinungen des religiösen Lebens, also in einen Mechanismus zu verwandeln. Er war bei Besseren oft eine unbewußte, bei gemeinen und ungebesserten Menschen aber eine bewußte Frömmelei, welche die Welt verachtet und doch vor den Leuten scheinen will, welche angeblich die Ehre Gottes sucht, wirklich aber die vor den Menschen meint, ein unberufenes Streben, die Welt fromm zu machen, aber in vorgeschriebener Façon; es war viel Geberde der Demuth, aber wenig freies und frohes Selbstbewußtsein, viel, zu viel Gottseligkeit, aber wenig natürliche Einfalt und Wahrheit darin, und Claudius, der redliche und wahrhaft fromme Wandsbecker Bote, meint unstreitig die in der Beschränktheit des Pietismus befangenen Seelen, wenn er in der ersten Lehre seines güldenen A. B. C. warnt:

„Armuth des Geistes Gott erfreut;
Armuth, und nicht Armseligkeit."

Wie es oft geschieht, daß Gott — der Alles beschlossen hat unter den Unglauben, auf daß er sich Aller erbarme — eine falsche Richtung, in welcher schon Viele begriffen sind, an Einem recht offenbar macht, um Viele zu warnen, und an Einem bestraft, auf daß Viele es zu Herzen nehmen und gebessert werden: so erschien damals auch in Berleburg

Ein Pietist,

der ein Opfer werden mußte aller Leute, und an welchem, zu seiner selbst und zu der Andern Strafe und Belehrung, sich scheiden sollte, was bisher hier an Gold, Silber und Edelsteinen, und was an Holz, Heu und Stoppeln auf den Einen, guten Grund erbaut worden war.

Der Graf Casimir hatte sich nicht wenig gefreut, als er den Licentiaten der Rechtsgelehrsamkeit, Hermann Burchard Rosler, zu seinem obersten Regierungsbeamten erworben hatte. Er schrieb damals: „den 23. December (1729) ist der neue Canzleidirector, welcher an des abgehenden Hofrath Eulner's Stelle hier in Diensten kommen soll, von Jena angekommen. Er passiret nicht allein für einen gelehrten

Practicum und Jurisconsultum, sondern auch für einen christlichen und exemplarischen Mann. Gott lasse seine Dienste unter uns zu seiner Ehre, zu meiner Gewissensberuhigung, zum Besten der Unterthanen und zu seiner eigenen Seligkeit gereichen.“ Wenn wir nun diesen Mann einen Pietisten nennen, so soll ihm wahrlich damit vor Andern keine Schmach angehängt, vielmehr vorauf anerkannt werden, daß er ein frommer Mann war; aber es soll auch an seinem Beispiel gezeigt werden, welche gefährliche, krankhafte Richtung die Frömmigkeit oft, und besonders zu jener Zeit, genommen hat, wie dadurch die Besseren mit den Schlimmeren sich viel Unangenehmes und Schmerzliches bereitet haben, durch welches ihr Werk wohl bewährt und sie selbst selig gemacht wurden, freilich jedoch „als durch's Feuer“. (1 Cor. 3, 15.) Die Absichten des Mannes in Betreff der Landesregierung gingen auf nichts Geringeres hin, als die Grundsätze der Verwaltung und der Gerechtigkeitspflege, weil sie alle weltlich, umzugestalten; ein neues christliches Regiment einzuführen, war sein vorgestecktes Ziel. Seine Grundsätze in dieser Beziehung entwickelt er in einer Darstellung, „wie der Erbgraf die Jurisprudenz, diese so edle und im Regiment unentbehrliche Facultät“ studiren solle. Er sagt da: „Gott ist die Liebe, also auch die Urquelle aller Gerechtigkeit und dahin führenden heilsamen Gesetze, weßwegen auch der Apostel die Liebe als des Gesetzes Erfüllung empfiehlt. Aus dieser reinen Quelle wollte ich nun gerne die so sehr betrübte Jurisprudenz von Neuem her- und dahin wieder einleiten, welches die zeitherigen Juristen alle nicht observiret, noch so weit auf den Grund gegangen, sondern meistens bei den unreinen Pfützen der Menschensatzungen und verdorbenen Vernunft geblieben und hieraus die arme Jugend sowohl als die Erwachsenen, ja ganze Länder und Reiche getränket, ja in die größte babylonische Verwirrung gesetzet. Gott wolle sich des allgemeinen Elendes erbarmen und alle babylonische Confusion in seinem Lichte offenbaren und aufheben.“ Für ein dazu erwähltes Rüstzeug mochte er sich selbst wohl in aller Demuth halten. Je größer aber seine Absichten, je weitaussehender seine Plane waren, desto weniger konnte er zu einem glücklichen Anfang kommen. Er vergaß das Kleine über dem Großen, das Gute über dem Besten, und wie er für Jenes sich zu groß hielt, so wollt's

mit Diesem ihm nie auch nur zum Ansatz kommen. Er lud sich das quälende Gefühl eines unnützen, vergeblichen Lebens selbst auf, und es bemächtigte sich dasselbe seiner in steigendem Maße dergestalt, daß er sich selbst und seiner Umgebung zur Last wurde. Am 10. Februar 1730 schreibt er: nachdem er nun sieben Wochen hier aufzuwarten die Ehre habe, müsse er stille stehn und darauf denken, seine Dankbarkeit realiter und werkthätig zu beweisen, die Bekümmerniß darum habe ihn schon mehrmals krank gemacht"; und am 3. März: "der harte Kampf, welchen ich um die Verbesserung des hiesigen Zustandes in meiner Seele empfinde, hat mich anheute wieder dergestalt fatigiret und fast gänzlich ersticket, daß Ew. 2c. meine Aufwartung persönlich zu machen nicht im Stande gewesen." Dann rückt er mit einem Plan zur Verbesserung hervor. Er will dem Grafen alle Last abnehmen. Derselbe soll daher den sog. Canzlei-, oder vielmehr Zank- und Streittagen der Unterthanen nicht mehr in hoher Person beiwohnen; dagegen soll die unverantwortlicher Weise unterbliebene Führung des Protokolls wieder begonnen werden. Da Gott ein Gott der Ordnung, so soll nach dem Rath Jethro, 2 Mos. 18, 13—23 eine "Subordination" gemacht werden, d. h., die Streitsachen sollen durch verschiedene Instanzen der Schultheißen, Bürgermeister, des Amtmanns bis hinauf in die Kanzlei gebracht werden. Er beklagt sich, daß die Einführung dieser "Subordination", welche der Graf doch approbiret, trotz seiner Befehle noch nicht gelingen wolle; die zusammengerufenen Schultheißen seien nicht gekommen, der liebe Rath und Amtmann Bester scheine in seinem Gemüth zu dieser Amtirung nicht sattsam gefaßt, und es dürfe ihm das Beispiel Hiskiä vorzuhalten sein, von welchem es 2 Chron. 31, 21 heiße: in allem Thun, das er anfing, das that er von ganzem Herzen, darum hatte er auch Glück. Also den Grafen entfernen aus der unmittelbaren Berührung mit seinen Unterthanen, ihm alle Last abnehmen, um an der Spitze zu stehen, statt des versöhnenden Wortes Protokolle schreiben und dazu ältere, treue Diener verdächtigen! Schlimme Zeichen der großen Verbesserung, deren letztes, schlimmstes bald noch mehr hervortritt. "So viel unruhige, eigenliebige und im Eigenwillen wirksame Geister möchten sich doch gefallen lassen, in Stille und demüthige Selbstverläugnung einzugehen.

Wo es länger also fortgehet, so wird diese unter dem Schein des gottseligen Wesens sich hervorthuende Eigenheit noch Berleburg, ja ganz Deutschland verwüsten und Ew. ꝛc. von Land und Leuten treiben.“ Dann vermahnt er in demselben Schreiben vom 13. März den Grafen, er solle nicht zugeben, was man alles unter dem Schein der Gewissensfreiheit verübe, man mache ihn ohnmächtig und schläfere ihn ein; er erinnert an das Wort, welches er selbst neulich von sich gesagt habe: er gebe sich zwar nicht für fromm aus, doch solle ihn Gott behüten, Etwas, das er selbst als Unrecht erkannt, zu thun.“ Also die Duldsamkeit des Grafen gefällt ihm nicht, und er will sich gegenüber dem Inspector Schefer, den er für die Ursache derselben hält, als den Anspruchslosen und Reellen darstellen. Diese dem Pietismus eigene Neigung, wenn man im Grunde mit sich selbst unzufrieden ist, an Andern zu mäkeln und zu kritteln, kann Rosler nicht lassen. Er hat bald an der Predigtweise Schefer's was auszusetzen, bald gefallen ihm seine Texte nicht, und noch im Tode kann er den Unschuldigen nicht ungehudelt lassen, indem er davon am 25. October 1731 schreibt: „bei dem aller Hoffnung nach zwar seligen, jedoch etwas geschwinde erfolgten und so bald vielleicht noch nicht vermutheten, mir aber insonderheit schmerzlichen Abschied, — da wegen des leidigen Sündenfalles mir unfehlbar auch wahrscheinlich bald und augenblicklich der Tod bevorsteht — kann mich nicht entbrechen, Ew. ꝛc. diese unterthänigsten Abschiedszeilen zu Füßen zu legen ꝛc.“ Gewöhnlich spielt bei dieser Unzufriedenheit mit Andern der beleidigte Ehrgeiz eine versteckte, große Rolle. Ueber Zinzendorf schreibt Rosler am 18. September 1731 Nachts 2 Uhr von Schwarzenau aus: „der Herr Graf haben von Abends 5 Uhr bis Nachts 1 Uhr abermals Gesetze dictirt und Aemter ausgetheilt. Meine Absicht war „(deßhalb war er ihm nach Schwarzenau nachgereis't),“ mir eine Aufklärung über die hier und zu Berleburg getroffenen Anstalten auszubitten, weil damit das in meiner Bestallung mir aufgetragene jus circa sacra nicht wohl vereinbar achte. Worauf Sr. hochgräflichen Gnaden in besonderen Eifer gerathen, als ob ich Ew. gegen die Sache verreizete, sich demnach für meinen Feind erklärt und beschlossen, alsbald nach Berleburg zu reisen.“ Um ihm zuvorzukommen, fertigt er sofort einen

Expressen ab, bestellt sich ein Pferd und schreibt: „damit Ew. ꝛc. durch die unvermuthete Ankunft des Herrn Grafen nicht allzusehr überrascht werden, wie mir zu Berleburg bei der eingeführten neuen Hierarchie geschehn. Denn so speciös die Sache aussieht, so wenig kann mein Gemüth sich dabei beruhigen. Der Gott des Friedens, der seine Ordnung in Kirche und Policei selbst stabiliret und so lang erhalten, wird sie auch ferner zu beschirmen wissen, in welchem Vertrauen ich mich weder vor gedachtem Grafen noch einiger anderer Gewalt fürchte, wohl aber denselben bedaure, daß er die von Gott ihm verliehenen hohen und besondern Gaben dahin sich treiben lassen, dergleichen bedenkliche Dinge und Eingriffe in fremde Aemter zu unternehmen. Die Zeiten, wovon der Heiland Matth. 24 geweissaget, sind leider vorhanden. Eine Kirche in der Kirche zu formiren und darinnen über die von Gott bestätigten Herrschaften sich zu erheben, ist nun einmal unverantwortlich und vom heiligen Geiste selbst verworfen. Röm. 13, 1. 2.“ So sind die Menschen! Aehnliches, was Rosler wollte, that Zinzendorf; doch verdammte Jener dieses, weil er's eben nicht selbst war, von dem es ausging. Sonst klagt er über babylonische Verwirrung in Staat und Kirche und prophezeihet göttliche Gerichte; da aber ein Anderer kommt und mit der Begeisterung der Liebe und glücklichem Erfolg neue Bande innigerer Gemeinschaft um die Bekenner des Herrn schlingt, da ist ihm das Bestehende überall nur göttliche Ordnung und jede Verbesserung, die nicht von den Autoritäten ausgeht, ein bedenklicher Eingriff in das „tragende, hohe obrigkeitliche Amt“. Es kam bald so weit mit seiner Unzufriedenheit, daß er geradezu erklärt, unter den hier vorgefundenen Einrichtungen etwas Rechtschaffenes nicht wirken zu können, da es ihm doch sonst zu Thurnau*) gelungen sei. Schon am 10. September 1731 kam er um seine Entlassung ein, worauf ihm jedoch, in der Hoffnung, daß er noch mit seiner Stellung versöhnt werden würde, zu seiner

*) Städtchen im bayrischen Kreis Oberfranken. Anderwärts erfahren wir von Rosler, daß er das väterliche Rittergütlein Birckach, von seinen Schwestern gedrungen, wegen einigen Vermögens seiner sel. Frau habe übernehmen müssen, „in welchem Netz ihn der Satan 30 Jahre gewürget“; gegen 15 Jahre sei er ohne Dienst geblieben durch heimtückischer Menschen Intrigues, und nun endlich verklage ihn sein Schwager, Director Verpoorten, und der Graf Reuß XXIV. bei der Coburgischen Regierung!

Erholung Urlaub zu einer Reise bewilligt wurde. Er bedankt sich, wie immer höchst redselig, in einem zwei Bogen langen Schreiben, und bemerkt von seinen Widersachern: „sie werden es in Ewigkeit unterlassen müssen, meinen Namen aus dem Buche des Lebens auszutilgen; denn der in mir wohnt, ist größer und stärker als sie alle, darum Trotz dem Teufel und seiner Braut, der Welt.“ Seine mit Bibelstellen überladene Abschweifung entschuldigend bemerkt er: „verhoffentlich werden diese Gedanken Ew. 2c. keinen Schaden bringen, ob Sie wohl vielleicht mehr Brechung Ihres noch sehr herrschenden eigenen Willens, als Trost bedürfen möchten.“ Dem gedrückten und affectirten Wesen dieser Frömmelei gegenüber zeigte sich des Grafen offener und gerader Sinn in gewinnender Weise. Er behandelt Rosler mit größter Schonung und Geduld und verstattet ihm alle mögliche Vergünstigungen. So schrieb er ihm am 27. März 1731: „Dessen Brief habe erhalten, als ich eben in meinem Zimmer meine Andacht verrichten wollte. Ich danke für die wohlgemeinte Gratulation zu meinem Namenstag, beklagend, daß Er sich gar zu leicht durch Umstände, die nicht viel auf sich haben, so unruhig machen läßt, welches wohl die Ursache, daß Demselben der so sehr erwünschte Ostertag bei aller seiner Erkenntniß und Gottseligkeit noch nicht hat erscheinen wollen. Ich unterstehe mich zwar nicht, über Dessen Umstände zu urtheilen, wollte aber doch sagen — wo es nicht übel aufgenommen würde —, daß Er viel besser thäte, wenn Er, nachdem Er Gott seine Sachen vorgetragen, seine Zweifel auch andern Freunden entdeckte, deren Er mehr hier hat, als Er sich einbildet, und Unrecht thut, wenn er meinen Dienern, die mit ihm umgehen, aufbürden will, sie wären ihm gehässig, weßhalb ich Dessen von der Melancholie herrührenden Wahn abzulegen dienstlich gebeten haben wollte. Zweitens habe ich auch die schöne Warnung, sich vor der bösen Lust zu hüten, entgegen genommen, gestalten ich täglich an derselben zu dämpfen habe. Ob sich aber das Exempel der heulenden Hündin hierher appliciren lasse, als die nicht ihrer Geilheit wegen, sondern weil ihr das Eingesperrtsein eine Last, will ich nicht beurtheilen. Drittens ersehe ich, daß Er klaget, Er habe das anher gebrachte Fünklein so tief unter der Asche der Eitelkeit begraben, daß leider nichts, als continuirliches

Sterben ihm übrig, wobei denn große, mir noch unbegreifliche Exclamationen stehen. Ich gestehe gern, daß mich dieses sehr betrübt hat, dieweil ich daraus geschlossen, daß der hiesige Ort Schuld daran sei. Da ich aber an keines Menschen Verdammniß Schuld sein mag, so stelle es in seinen Willen, wenn Er zur Rettung seiner Seele meine Dienste quittiren will. Denn ob ich gleich nicht gerne neue Diener annehme und folglich, ohne Ruhm zu melden, Ihm auf alle Weise, indem mir sein unvergnügsames Gemüth bekannt geworden, freundlich zu begegnen, die Last leicht zu machen und mich nach seiner Laune zu richten bemüht habe, so will ich doch von mir nicht nachgesagt haben, ich oder der hiesige Ort habe Anlaß gegeben, daß man sein Fünklein habe unter die Asche vergraben oder gar seine Seligkeit verscherzen müssen. Was die angehängte Entschuldigung anlangt, so ist solche unnütz, indem ich Ihm ja die Macht gegeben, mir Alles, was er an mir Unanständiges sehen würde, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort frei in aller Bescheidenheit zu sagen. Soll ich Ihm noch in seinen schweren Umständen Erleichterung verschaffen, so müßte sie mir erst gesagt werden. Wo Ihm übrigens menschlicher Rath zu Statten kommen könnte, kann Er sich versichert halten, daß weder Ich, noch Dr. Carl oder Herr Vester oder Herr Salzmann uns dessen entziehen werden. Dieses ist also meine aufrichtige und kategorische Erklärung, darnach Er sich richten kann. Sollte Ihm darin etwas anstößig sein, so kann Er mir's mündlich oder schriftlich vorstellen, versichert, daß ich Ihm mit allem Vergnügen Audienz verstatten und zeigen werde, daß ich nicht mit bloßen Worten, sondern in der That sei meines Herrn Canzleidirectors treuer Freund.“ — Diese wohlwollenden Bemühungen erreichten ihren Zweck nicht. Rosler bedankt sich unterm 31. August insbesondere dafür, daß „Ew. ꝛc. in meinem Elende mich nicht hinwegwerfen, sondern beharrlich tragen wollen, auch durch Dero Inspector Schefer sowohl als aus eigenem und der herzliebsten Frau Gemahlin Munde, und letzthin noch durch Dero Secretarium Mettingh gnädigst versichern lassen, wie Hochdieselben ohne erhebliche Ursache mich aus Dero Diensten zu entlassen Bedenken trügen,“ bekennt dann aber doch, daß hierbei sich zu beruhigen eine Unmöglichkeit, besonders auch weil er das Unglück gehabt, bei seinem letz-

ten Besuch in seinem geheiligten Angesicht von einer Person, welcher er es billig am wenigsten hätte zutrauen sollen (Dr. Carl), unversehens überfallen und auf eine nicht bloß unchristliche, sondern auch ganz unhonnete Art erschrecklich traktiret zu werden. Um ihn zu zerstreuen, sandte ihn der Graf jetzt nach Coblenz zu dem Bischof von Trier in Angelegenheiten seiner an der Mosel gelegenen Herrschaft Neumagen; doch kam er eben so unzufrieden zurück, und seine Sache kam endlich zur Entscheidung, als bei einer Gelegenheit die verstimmten Gemüther sich einmal Luft machten. Der Graf, unstreitig ermüdet von der Unthätigkeit und den vielen Klagen Rosler's, setzte denselben am 11. November in Gegenwart vieler Beamten zur Rede, daß er in einer Angelegenheit der Pfarrei Birkelbach die Acten nicht recht eingesehen und daher nicht recht geurtheilt habe. Aufgebracht forderte er seine sofortige Entlassung, die ihm denn auch sogleich, wie er selbst sagt, „in überaus moquanter Art“, zu Theil wurde. In erbitterten Briefen fordert er nun, seinen Anklägern gegenüber gestellt zu werden, und — wenn der Graf sein Urtheil nicht redressiren wolle — Dimissionsschein und Paß. Als die Acten in seiner Wohnung versiegelt und abgeholt wurden, konnte er sich soweit bloß geben, daß er zu verstehen gab, es sei ihm mit seinen Entlassungsgesuchen kein Ernst gewesen, und er habe dadurch nur seine Lage seinen Wünschen gemäß verbessern wollen. Aehnliches stellte er dem Grafen auch schriftlich vor, worauf derselbe antwortete. „Was meine Person anlangt,“ schließt der Graf, „so erkläre ich noch einmal, daß ich keinen persönlichen Haß gegen Ihn habe, doch Bedenken trage, Ihm und mir auf's Neue Kummer auf den Hals zu laden, welches unfehlbar geschehen würde, so wir länger bei einander blieben. Wannenhero ich bei meiner einmal gefaßten Resolution verharre, zu allen andern Gefälligkeiten aufrichtig mich erbietend.“ Aber noch bis in den Mai des folgenden Jahres dauerte es, ehe beide völlig aus einander kamen. Welche Mühe Rosler sich gab, durch bogenlange Briefe und Fürsprachen Wiederaufnahme sich zu verschaffen, sehen wir, wenn er in Beziehung auf jene, die alle unbeantwortet blieben, sich einmal beschwert, daß die hohe Gnade sich in so entsetzliche Ungnade verwandelt habe, daß die keinem Menschen, er sei Christ, Türk', Jud' oder Heid',

sogar — wie die Juristen reden — dem Teufel selbst nicht zu versagende rechtliche Cognition und Defension zu erlangen gewesen (welches Schreiben er mit der Randbemerkung: „volenti non fit injuria“ zurückerhielt), — und wenn in Beziehung auf diese der Graf am 26. April ihm schreibt: „Es hat der Canzleidirector Rosler wohl Ursache, dem Herrn Pfarrherrn Dank zu sagen, daß er sich seiner als Fürsprecher hat annehmen wollen; wie aber der Herr Rosler schon lange, ehe das Ereigniß zwischen uns im Speisesaal vorgegangen, seinen Abschied begehrt hat, so haben wir die dargebotene Gelegenheit gerne ergriffen, in Betracht wir einen Canzleidirector, keinen Hofmeister haben wollen, Er auch den Geschäften unseres Hauses und Landes nicht gewachsen zu sein selbst vorgegeben. Weßwegen die Sache nicht mehr zu ändern, sintemalen wir schon Jemand anders an seiner Stelle haben, der ebenfalls Gott fürchtet, unsere Geschäfte schon geführt hat und uns bekannt ist.“ Endlich, „am Tage Hiob's“, wie er selbst bemerkt, finden wir Rosler abgereis't in Marburg, mit seinen beiden Kindern. Er dankt dem Grafen für den zur Reise geleisteten Vorschub, nimmt nochmals Abschied, kann es aber auch nicht unterlassen, seine Unschuld wiederholt zu betheuern und auf die Unrechtmäßigkeit seiner Entlassung anzuspielen. Wenn wir ihm nun Antwort geben sollten auf die Frage, die er hier dem Grafen entgegenhält: was doch der Herr für Absichten dabei gehabt haben möge, daß er ihn in dieses nie gesuchte Amt gebracht, vergeblich zwei Jahre darunter habe leiden und endlich, nach kaum begreiflichem, noch verschmerzlichem Schicksal wieder heraustreten lassen: — so scheint es uns als ob, wie es mit dem vor Menschen Vergeblichen so oft der Fall ist, auch hier ein sehr wesentlicher Zweck und Gewinn von dem verborgenen gütigen Führer beabsichtigt gewesen sei, der freilich als eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit nur durch schmerzliche Züchtigung errungen werden konnte. Das Vertrauen des Grafen auf den Werth der Gottseligkeit auch für dieses Leben und seine Geschäfte war so groß, daß er vor allen Dingen fromme Diener suchte, überzeugt, daß, wo nur diese Grundlage vorhanden, alles Uebrige von selbst ihm zufallen würde. Er wurde in Rosler getäuscht, aber auch enttäuscht; er lernte der vermeintlichen „exemplarischen“ Christlichkeit desselben jene Frömmigkeit

vorziehen, von der der Psalmist (25, 21) singt: "schlecht und recht, das behüte mich", und die er an dessen designirtem Nachfolger rühmt, wenn er sagt, derselbe fürchte ebenfalls Gott, habe seine Geschäfte schon geführt und sei ihm bekannt. Und wenn Rosler mit seiner "exemplarischen" Christlichkeit hier auf den Punkt kam zu besorgen, er setze seine Seligkeit auf das Spiel; so war ihm damit auch die andere Schlußfolge nahe genug gelegt, daß nämlich nicht bloß an dem hiesigen Ort, sondern auch an seiner Frömmigkeit die Schuld liegen möge, wenn er dieselbe hier nicht behaupten konnte, d. h. daß sie selbst eine fehlerhafte sein müsse. Wir erkennen in ihm ganz die vorwaltende Gefühlsrichtung des Pietismus, die ihn schon zu einer gewissen innern Absonderung und darum zu einer gefährlichen Ueberhebung, zu einer selbstsüchtigen Weltverachtung geführt hat; ferner jenes Befangensein in einer einseitigen Anschauung von der Sündhaftigkeit der Menschen, bei der er sich abquält in einem zuletzt krankhaften Gefühl des Elendes, über das er nie hinauskommen kann zu einem freudigen Besitz der Erlösung und Gnade Gottes; endlich jene falsche Scheidung zwischen einer Welt, die des „Teufels Braut", und einer Welt der Wiedergeborenen, bei welcher am Ende jedes vermittelnde Hinüberwirken zur Besserung, jeder Beitrag zur Sittenbildung*), damit aber der göttliche Lebensberuf selbst aufgegeben wird. Bei nur oberflächlichen Gemüthern, in welchen der Same des Christenthums keinen tieferen Boden gefunden hat, entsteht bei der Wahrnehmung jener Fehler der Frömmigkeit leicht Verachtung ihrer selbst und Rückfall; in den "exemplarisch Frommen", die vorher Profession von der Frömmigkeit gemacht hatten, sieht man dann Spötter, die überall nur Heuchelei, Hochmuth und leeres Geschwätz treiben. Tiefere, wahrhaft von der Klarheit Gottes im Angesicht Jesu Christi ergriffene Menschen, erkennen dagegen die Wahrheit sowohl als die Sünde in den Sündenbekenntnissen Solcher, in ihrer Nichtgleichstellung mit der Welt, in der ganzen Uebertreibung ihrer Frömmigkeit, sie schlagen an die Brust und kehren um, sie werden wirklich demüthiger und erleuchteter, und aus der schönen Blüthe der

*) "Der Pietismus ... bleibt der Welt seinen Beitrag an christlicher Sittenbildung schuldig". Dr. Hagenbach: der deutsche Protestantismus. S. 240.

ersten Liebe bricht die allmählich reifende Frucht hervor. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Wie ganz anders und durch die Früchte glänzend verherrlicht steht hier ein Zinzendorf da! Wir freuen uns, ihn und

Die Herrnhuter

bei unserm Grafen kennen zu lernen. Denn diese Gemeinde besteht nicht allein noch, groß, ausgebreitet über die ganze Erde und anerkannt bei allen, die Christum anerkennen, sondern sie hat auch noch eine Zukunft, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird dieser Gemeinde, einer der edelsten Pflanzen auf dem Boden der Reformation, erst dann eine richtige Würdigung, Anerkennung ihrer Verfassung und Benutzung ihrer Erfahrungen zu Theil werden, wenn die evangelische Kirche aus ihrer bisherigen Abhängigkeit vom Staat herausgetreten sein wird. Denn unstreitig lag dem Bemühen Zinzendorf's, Kirchlein in der Kirche zu pflanzen, vornehmlich die Abneigung vor dem großen Ganzen unserer Kirche, als einem von Staats wegen, wenn nicht bestehenden, doch geleiteten Institut, zu Grunde, und wenn eben diese Abneigung die allgemeine Ursache des Separatismus, der in der evangelischen Kirche des vorigen Jahrhunderts hervortrat, war, so bestand Zinzendorf's Verdienst eben darin, daß er diesen Separatismus vermied. Er wußte die Gemeinschaft mit der Kirche in Lehre und Glauben festzuhalten, und seine Gemeinden in der Verfassung dennoch frei und vom Staate unabhängig darzustellen. Es lag seinem Streben allerdings eine Umgehung des vom Staate geforderten jus circa sacra zum Grunde, und wenn es bei Rosler auch zunächst beleidigte Amtsehre war, aus welcher er dies erkannte und dagegen auftrat, so konnte doch Zinzendorf in seiner Vertheidigung den Vorwurf schwerlich widerlegen, sondern allenfalls nur dadurch ablehnen, daß er sagte: ich will meine Vereine und Gemeinen euren polizeilichen Anordnungen in Sachen der Kirche ja gar nicht entziehen, wir wollen Alles halten, was ihr gebietet, laßt denn ihr nur unsere Anstalten als Mittel zu engerer und innigerer Gemeinschaft in der Liebe gewähren. Er übersah es dann jedenfalls, daß seine Anstalten, wo sie in's Leben wirklich eintraten, nothwendig dasselbe auch ganz in Besitz nahmen, alle Zeit und Kraft ihrer Glieder beschäftigten und so endlich die Kirche mit ihren Ordnungen als eine bald veraltete, leere Form neben

sich stehen ließen. Zu seiner Zeit konnte Zinzendorf die Kirche, als noch zu fest mit dem Staate verwachsen, nicht antasten; zu unserer Zeit würde er sie — oder vielmehr den Staat mit seinem Rechte um und über die Kirche — nicht zu fürchten gehabt und darum ungleich freier haben wirken können. Wir, unsere evangelischen Gemeinden, könnten einen Zinzendorf brauchen. Er wird ja kommen. War Zinzendorf schon früher in schriftlichem Verkehr mit unserm Grafen, oder begann derselbe erst mit dem Besuche desselben in Berleburg; jedenfalls hatte Casimir schon lange genauere Kenntniß desselben durch seinen vertrautesten Freund, den Schwager Zinzendorf's, den Grafen Heinrich XXIV. von Reuß zu Cöstritz. Sein Verhältniß zu Diesem möge uns das nachstehende Schreiben vom 13. Mai 1727 bezeichnen: „Herzlich geliebter Bruder, Dein gegebener Befehl ist für diesesmal, hoff' ich, wohl ausgeführt worden, denn ich habe gewiß in einem halben Jahre nicht an Dich geschrieben. Was Du von den Complimenten schreibst, hat meinen vollkommenen Beifall, deßwegen unterlasse ich solche. Ich bin seit meinem letzten Schreiben zu Wetzlar gewesen und habe mit dem Kammerrichter Grafen von Hohenlohe-Bartenstein, dem Herrn von Ingelheim, Grafen von Wied und den Assessoren großentheils Bekanntschaft gemacht. Ach, die schlimme Nachbarschaft meines Vetters, Grafen A., hat mich dahin getrieben, sonst hätte ich meine Nase gern weggelassen; denn es ist nichts da, weder zu holen noch zu lernen. Sed haec sub rosa (unter uns). Lustig macht man sich genug daselbst mit Assemblées, Bals, Parquets, wer dazu inclinirt. Jedoch habe ich einen katholischen Assessor, den ich vor diesem gekannt, der in Halle studirt hat und von da einige gute Principia in der Gottseligkeit, u. a. auch die Toleranz der andern Religionsverwandten mitgenommen, Namens Knoppäus, gefunden. Er lieset, dieweil er für einen Pietisten passiren kann, allerlei gottselige Bücher, u. a. Poiret, Leade und anderer Mystiker Schriften, wie er denn auch in unsere Lotterie eingelegt und unsere Bibel lobt und fleißig lies't. Jedoch ist er noch ein Nicodemus, denn er bat mich, ihn nicht bekannt zu machen. Nach diesem bin ich auch zu Frankfurt bei meinem Schwiegervater, Grafen Wurmbrandt, gewesen, wo ich auch den Grafen Karl von Utph zum ersten Mal gesehn, der ein kluger und red-

licher Mann zu sein scheint. Nun das Ende aber aller dieser Dinge: wenn sie vorbei sind, ist's, als wären sie nie da gewesen, gleichwie es auch uns einmal ergehn wird. Der Hahn hat mir Commission gegeben, den Bruder, bei dem er vorgiebt, in Cöstritz gewesen zu sein, zu grüßen. Seit acht Tagen hat mich Gott mit einer starken Kolik heimgesucht, nun aber mir meine vorige Gesundheit wieder verliehen. Ihm sei Lob und Dank! Er, der Leben und Tod in seiner Hand hat, regiere alle unsere Umstände, und die Liebe Jesu walte über uns in Zeit und Ewigkeit. Amen. Ich verbleibe ꝛc." In dem Freundschaftsbunde dieser beiden Grafen wurde Zinzendorf der Dritte. Das ist ja der Werth jeder wahren Freundschaft: wir treten dadurch in immer größere Gemeinschaft der Guten, und die Welt, die "sich nur lustig macht", wird uns immer gleichgültiger und fremder. Dagegen verwickeln schlechte Freundschaften immer tiefer in schlechte Gesellschaften. Zinzendorf war vom 6—15. Sept. 1730 in Berleburg. Bei seinem Abschied hinterließ er dem Freunde folgendes Handbillet: "Herzallerliebster Bruder, gelobet sei der herrliche Jesus, mein König und mein Gott, der meinen Weg zu Ihnen geleitet und mir Gnade gegeben hat, in Ihrem ganzen Hause treu zu sein; denn das ist das Einzige, dessen ich mich bewußt bin. Ich flehe zu Gott, daß kein gutes Wort auf die Erde falle, und daß insonderheit Ew. Liebden, die ich sehr herzlich liebe, ein Gefäß der Barmherzigkeit zum Preise und ein auserwähltes Rüstzeug Gottes werden möchten, damit wir auch schriftlich hören möchten, daß Zion allhier gebauet und seine Steine und Kalk zugerichtet würden, daß seine Baumeister eilen, seine Verstörer aber ferne weichen müssen. Ich versichere Ew. Liebden meiner zarten Liebe und versichere überdies, daß ich mit wahrhaftiger Ehrerbietung für Sie und Dero lieben Gemahlin lebenslang verharre Ew. Liebden gehorsamster, treu und von ganzem Herzen ergebenster Bruder und Diener

Berleburg, den 15. September 1730.

Zinzendorf.

P. S. Gnade wirket in die Tiefe, (Luc. 6.)
Und zu Grunde sinkt sie gern.
Erstlich scheint's, als ob sie schliefe,
Dann erst merket sie den Herrn.
Ueberwinder sind erst Kinder,

Welche Milch der Gnade saugen,
Ehe sie vor's Lager taugen." (Hebr. 5, 13. 13, 13.

In diesen Worten spricht er seine Hoffnungen über den Erfolg seines Besuches aus. Er kennt die Gnade, deren Wirkungen, wenn sie gründlich sind, sich anfangs gern verbergen, um dann desto nachhaltiger hervorzutreten, wiewohl gewöhnlich in andern Erscheinungen, als man erwartet hatte. Die Gräfin Elise von Leiningen schrieb darüber dem Grafen von Hachenburg aus am 25. September: "daß der Graf von Zinzendorf bei Ihnen gewesen, durch welches Umgang viele Herzen zu mehrerem Ringen sollen erweckt werden; davon wünsche denn auch Ew. Liebden viel Segen und Kraft von Gott, den wieder gefaßten ernstlichen Vorsatz in's Werk zu richten, weil der liebe Vater Ihre Seele so herzlich suchet und mit allerhand Umständen zu sich locket. Mein schwaches Flehen für Ew. Liebden zu Gott ist es täglich, daß er doch sein Licht bei Ihnen immer mehr aufgehen lasse und Kräfte gebe, vor ihm zu wandeln als des Lichtes Kinder, denn wir sonst dermaleinst doppelte Streiche zu gewarten haben. Nehmt mir, Herzensschwager, diese Erinnerung nicht übel; sie kommt aus treuem Herzen." So schreibt auch ein Dr. C. P. Ploennies von Siegen, er freue sich, von der alten Frau Fürstin zu Siegen, die eine Freundin des Grafen war, welche ihn öfters besuchte und, bei der er gewöhnlich auf seinen Reisen zu den Verwandten in Hachenburg übernachtete, gehört zu haben, wie Sr. Excellenz itzt noch mehr beflissen, sich zu den Kindern Gottes zu halten, die ihre Seligkeit mit Ernst suchen und dem Himmelreich Gewalt anthun, ja daß sie mit denselben in ihren Versammlungen sich öfters erquicken, absonderlich dieweil der Graf Zinzendorf daselbst angelangt. Was jedoch das Organisationstalent dieses ausgezeichneten, kaum noch recht erkannten Jüngers Christi an dem geeigneten Stoff einer aus christlichen Exulanten entstandenen Gemeinde, unter der Bedingung völliger Freiheit von jedem beschränkenden Einfluß höherer Gewalt in Staat und Kirche, rein aus sich selbst zu bilden vermochte, das vermochte es nicht, wo alle diese günstigen Umstände nicht, oder wenigstens nur in viel geringerem Maße vorhanden waren. Er wollte hier in oder neben der Kirche "einige fromme Seelen zu einer Liebesvereinigung sammeln, mit dem ausdrücklichen und alleinigen

Zweck, daß Einer den Andern reize, unserm Heiland immer getreuer zu dienen und ihm in Leben und Leiden immer ähnlicher zu werden", wie unser Graf im Tagebuch schreibt. Eine solche, nach dem Muster der jüngst erst in Herrnhut organisirten, durch das Band einer das ganze häusliche und gesellschaftliche Leben umfassenden Ordnung zusammengehaltene kleine „Brüdergemeine" konnte dann ein Salz werden für die Kirche der ganzen Grafschaft. Zwar an mancherlei Menschen, die, müßig stehend, nur zu warten schienen, bis sie in einen solchen Weinberg gedinget würden, schien es hier, wo so viele um des Glaubens willen Vertriebene lebten, nicht zu fehlen, und die Persönlichkeit des Landesherrn, weit entfernt, ein Hinderniß darzubieten, war der Sache vielmehr durchaus günstig; er hatte die Idee selbst zuerst gefaßt und zur Verwirklichung derselben Zinzendorf wiederholt zu sich eingeladen. Aber die reformirte Kirche hatte doch, auch der Verfassung nach, zu tiefe Wurzeln hier geschlagen, sie erfüllte mit ihrem mächtigen und segensreichen Einfluß das ganze Gemeindeleben noch zu sehr, als daß in oder neben ihr noch Raum hätte bleiben können für eine solche kleinere „Brüdergemeine". Hätte Zinzendorf bloß die Fremdlinge zu einer solchen vereinigen können oder wollen, das Unternehmen hätte eher Bestand haben mögen. Aber so an die Kirche sich anlehnend fand er bei denen, die ihr angehörten, nicht Zeit und Raum genug, an den Separatisten aber Friedensstörer und Feinde. Wir sehen das aus folgendem Briefe: „Hochgeborner Graf, herzlich geliebter Bruder! Der Herr, unser Gott, dem wir dienen, kann uns wohl erretten von diesen unartigen Menschen, und so er's nicht thun wollte, so sollen sie wissen, daß wir ihnen doch nicht gleich weichen wollen. Daß Ew. Liebden die aus bloßer Gütigkeit mir mitgetheilten Nachrichten von dem Zustande der Gemeine nicht eher ausfertigen können, ist notorisch aus Dero Anführen und der Sache selbst. Es hat mir aber deßhalb nicht an dienlichen Nachrichten gefehlet, und treffen dieselben mit demjenigen genau zusammen, was Ihro Liebden gefällig gewesen zu melden. Darinnen kann ich Ew. Liebden nicht völlig beistimmen, daß darum die brüderliche Gemeinschaft der Anstalt confus worden, weil Seebach und Baum Aergerniß neben der Lehre angerichtet; denn daß Rotten unter uns seien

und sein müssen, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, ist eine apostolische Beschreibung von einer ordentlichen und recht lautern Gemeine des Herrn; daß aber die wahren Brüder auf dem Point stehen, sich dieser zwei Irrgeister halber zu trennen, welches die Schwarzenauer schon gethan, ist nicht anders bewandt, als wenn sich die Gemeine zu Ephesus um des Philetus und Hymenäi willen hätte trennen wollen. Lasset uns vielmehr fest und unbeweglich stehen und immer mehr zunehmen in dem Werke des Herrn. Denn der Herr war mit uns bei unserer Arbeit, und die war eine Pflanze, die der Vater gepflanzt hatte. Diejenigen, die mit Herrn Seebach gemach verfahren wollen, glauben entweder, daß der Mann sich nur mehr Anhänger mache, wenn man ihn hart angreift, oder sie glauben, wie ich, daß er nicht allemal recht bei sich selber sein mag, und der generosus contemtus bei dergleichen Dingen das Beste thue. So lange er dunkel redet, bin ich selbst der Meinung, man soll Deutlichkeit vermeiden. Ich kann aber Ew. rc. gehorsamst nicht verhalten, daß es dennoch besser sei, Herrn Seebach letzthin, nach einer deutlichen und vernehmlichen Erklärung, daß das seine Meinung nicht sei, was man ihm (wiewohl mit Unrecht) Schuld gegeben, wieder aufgenommen zu haben. Ich habe die Revocation seiner Meinungen gewünscht und erhalten und verwundere mich fast, daß man ex hoc capite nicht mehr in ihn dringet: Er habe ja in der Conferenz über seine Meinung negiret, daß er Christum unter den Vater setze, negiret, daß er ihm die ewige Gottheit abspreche, negiret, daß er glaube, wer jene Meinung nicht habe, der sei verdammt, eingestanden, daß sich dergleichen Lehren in eine Gemeine nicht schicken, von geübten Brüdern aber gerichtet werden sollen. Weßhalb er auch versichert, daß er warten wolle, bis ihm die Gemeine zu Herrnhut ihre Gedanken geschrieben habe. Ew. Liebden werden ja meine Declaration an ihn in Händen haben, darin ich mich über Alles so deutlich expliciret, daß mich wundert, wie Jemand seitdem auf die Gedanken kommen können, ob retirire ich Ihm im Geringsten, wie Herr Keßler an mich meldet, daß Herr Baum sich gerühmt habe. Da ihn Ew. Liebden vor die brüderliche Versammlung berufen, hat er sehr unbillig gehandelt; so Er's aber vor's Consistorium gehalten, wenn etwa keine Andere, als

Consistoriales dabei gewesen, sollte man's ihm zu benehmen suchen. Der Methodus Christi und die drei gradus admonitionis werden ohne Zweifel bei diesen Irrgeistern, oder doch allenfalls bei der Gemeine den besten Nutzen schaffen. Mit dem gemeinen Prinzipio der Toleranz kann ich die Untersagung der Privatzusammenkünfte, worin er von seiner Meinung rede, nicht gänzlich reimen; doch könnte es sein, daß ich mich hierin irrte, und überlasse es dem brüderlichen Gutfinden. Ich sorge, es geschieht eo tectius und ipso facto periculosius. — Ich sage Ew. Lbden herzinnigen Dank für Dero gute und theure Wünsche; meine Frau empfiehlt sich Ihnen und der Ihrigen sehr herzlich, und bittet, ihrer vor dem Throne des Lammes fleißig eingedenk zu sein. Sie ist jetzt ganz gesund. Ew. Lbden halten mir zu Gnaden, daß ich Inlage an Selbige übersende; Ew. ꝛc. werden so gnädig sein und mit Herrn D. weiter conferiren, ob es wohl gethan sei, selbige zu communiciren. Ehe ich mich gegen die lieben Brüder in Berleburg und Schwarzenau in Antwort ferner herauslasse, wünschte wohl die Hinkunft und Aufnahme unserer zwei theuern Brüder von hier zu vernehmen, die ich auch Ew. Lbden ganz demüthig empfehle. Das Buch war so schön und angenehm, daß ich Ew. Lbden eine recht kräftige Empfindung von dem Buche aller Bücher davor wünsche. Der Herr lehre uns seiner Hut und Krippe warten. Ich bin von ganzem Herzen Ew. ꝛc. Bruder und Diener. Z.

Herrnhut, am 11. Jan. 1731.“

Graf Casimir antwortet: „P. P. Da etliche falsche Brüder eingeschlichen waren und sich eingedrungen, zu verkundschaften unsere Freiheit, d. i. uns in der Lehre von Gott und der Dreieinigkeit irre zu machen ꝛc., wichen wir denselben nicht eine Stunde unterthan zu sein, auf daß die Wahrheit des Evangelii bei uns bestünde. Bei der unvermutheten Abreise der Brüder Dober und Krügelstein habe ich nicht unterlassen wollen, dem lieben Bruder in aller Kürze zu berichten, daß ich dessen Brief sammt dem Einschluß richtig empfangen und, nachdem ich diesen dem Dr. Carl und Dippel zu lesen gegeben, und in des ersten Willkühr gestellt, ob er ihn hier in der Gemeinde vorlesen wollte oder nicht und ihn hernachmals nach Schwarzenau schicken, hat er, wie ich vernommen, solchen in der hiesigen Gemeinde abgelesen und hernach nach Schwarzenau geschickt, welches dem

Bruder schon von den Herrnhutern wird berichtet worden sein, gleichwie auch das, was Seebach hernach bei Erfahrung des Inhalts hier angefangen hat. Inzwischen kann ich nicht anders sagen, als daß mir Dober, der zweimal bei mir gewesen, und Krügelstein, der heute zum erstenmal zu mir gekommen, recht wohl gefallen haben. Ich bitte von dem Gott aller Gnaden, daß er ihre Gegenwart an uns gesegnet sein lassen wolle und an unsern angefangenen Anstalten verbessern, was mangelhaft, und abschneiden, was unnütz, damit wir Alle, zu Einem Leibe gepflanzt, hinankommen zu einerlei Glauben; deren Gebet ich mich herzlichst empfehle." Die angefangenen Anstalten verschwanden nun zwar bald, keineswegs aber die vielfachen, segensreichen Wirkungen der Verbindung mit Zinzendorf. Der Erbgraf Ludwig Ferdinand sah denselben öfters während seiner Studienjahre in Jena und berichtet dem Vater darüber. Wir hören, daß er von Herrnhut aus seine Gelder bekommt, und was er bedurfte, "mit nächster Fuhr" nach Herrnhut zu schicken bittet, daß er berichtet, wie der Kaiser sich bei dem Könige in Polen über den Grafen Zinzendorf beschwert, daß er ihm die Unterthanen abspenstig mache und an sich locke, wie deßhalb eine Commission nach Herrnhut gekommen, aber nichts gefunden habe. Die schon früher bestandenen Privatversammlungen und häuslichen Erbauungen wurden auf's Neue belebt und immer fruchtbarer gemacht. Früher waren sie oft Veranlassung zu unfruchtbaren Wortgezänken gewesen, wie davon der würtembergische Prälat Fr. Chr. Oetinger in seiner Selbstbiographie erzählt (S. 50): "Während meines Aufenthaltes in Berleburg hörte ich einen Gesang; ich ging darauf zu und fand eine große Versammlung in einem großen Saale. Der Graf von Berleburg winkte mir, näher herbeizutreten; ich nahete mich zu ihm und sah Dippel und Struensee, der hernach Generalsuperintendent geworden, in einem heftigen Streite *) wegen des Spruchs:

*) Interessant ist eine schriftliche Darstellung des Disputes zwischen Struensee und Dippel, welche noch vorliegt. Da sie die Abweichung Dippel's von der orthodoxen Lehre sehr klar erkennen läßt, so theilen wir das Folgende daraus mit. Struensee beginnt: Jesus Christus, der da kommen ist mit Wasser und Blut, nicht mit Wasser allein, oder der Reinigung von unsern Sünden, sondern auch mit dem Blut der Versöhnung, wodurch er die ewige Erlösung erfunden, der sei unser Licht und unser Heil. Amen. Dippel entgegnet auf der andern Spalte: Was hier gesetzt wird, gehet gegen die Analogie der ganzen Schrift Neuen

„Das Blut Jesu Christi macht uns rein u. s. w.“ Ich wunderte mich dieser beiden Männer, sie waren gleichsam außer Odem vor Zank; ich dachte meinerseits: „da wird wenig Wahrheit herauskommen.“ Zinzendorf's Besuch hatte anfangs zwar auch den Widerspruch der Zänker in den Ver-

Testament's, welche allezeit dem Blute Christi die Reinigung oder Befreiung von Sünden zuschreibt, sonderlich in den Briefen an die Hebräer, Johannes, und dessen Apocalypsi, nicht wie es außer uns bleibet, sondern wie in dessen Kraft unser alter Mensch mit ihm stirbt und gekreuziget wird ꝛc. Struensee hebt an §. 1.: Die Schuld der Sünde Adams ist durch ein gerechtes Gerichte Gottes über alle seine Nachkommen gekommen, als in welchem sie alle gesündigt haben. Röm. 5, 12, da dann eben diese wirkliche Fortpflanzung der Sünde, da wir alle in Sünden empfangen und geboren werden, nicht allein eine natürliche Folge des sündlichen Verderbens, sondern auch eine gerechte Strafe Gottes ist, daß der Mensch Gottes Gebot übertreten und sich also der gedrohten Strafe des Todes für sich und seine Nachkommen schuldig gemacht. Dippel entgegnet: Daß die Schuld und Strafe der Sünden durch einiges Zuthun oder Sentenz des grundgütigen Schöpfers auf Adam und seine Nachkommen gekommen, lehren die Reformirten insgemein, und auch einige von den Lutheranern. Es ist aber diese Lehre eine horrende, wie denn Calvinus selbst gesteht, daß es ein horribile decretum sei. Der Betrug und Irrthum stecket in dem ersten Hauptirrthum vom Wesen Gottes selbst, in welchem man den Zorn für eine wesentliche Eigenschaft angibt. So folget mathematisch, daß Gott auch nothwendig den Fall der Creaturen hat müssen einführen, um Vorwürfe zu haben, an welchen er beides, seinen Zorn und seine Barmherzigkeit, könne ausführen: denn gegen sich selbst kann er ja nicht zürnen. Die Warnung Gottes zeiget nur an, was natürlich durch den Fall folgen würde: das Sterben des Todes. Wie das Wort **leben** in der Schrift Vergnügen und Wohlsein bedeutet, so das Wort **sterben** Angst und Mißvergnügen. Struensee, §. 2.: Das Gebot und die Dräuung der Strafe hat die wesentliche Eigenschaft der Liebe Gottes nicht gekränkt, sondern nur gezeigt, wie sie Gehorsam von dem Geschöpf fordere, und daß sie, wo dasselbe ungehorsam würde, einen Eifer beweisen würde, welchen Gottes Wort den Zorn nennt, der über alles gottlose Wesen wird offenbar werden. Dippel: Da hier gelehrt wird, daß der Zorn Gottes die wesentliche Liebe sei, so sehe ich nicht, worinnen der Autor von meinem systemate kann abweichen, und warum er zugleich eine Versöhnung auf Gottes Seite erfordert, der auch im sogenannten Zorn seine Liebe beweiset. Denn die Versöhnung, so Christus zu Wege bringet, haftet allein auf unserer Seite. Die Welt muß mit Gott versöhnt werden, und nicht Gott mit der Welt. Wann dieser die Sünde zerstört und uns in das vollkommene Gesetz der Freiheit, d. i. in die reine Liebe, versetzt hat, so können wir sagen, daß wir versöhnt sind. Wir sind Gottes Feinde und fliehen vor ihm unter die Hecken und Büsche der Lüste dieser Welt. Gott bleibt Freund, und suchet uns wieder in Christo. Struensee, §. 3: Daß die Liebe Gottes endlich über den gerechten Zorn triumphiren wird, dieses Geheimniß ist den wenigsten Gläubigen offenbar. Auf solche Weise sind nicht allein die Trübsale eine Arznei für die Gläu-

sammlungen erregt; doch lernte man dieselben eben dadurch kennen und wußte sich ihrer zu entledigen. Daß nachher ein besserer Geist in diesen Versammlungen herrschte, bezeugt z. B. der Hofmeister v. Kalkreuth, wenn er schreibt (1731): „Ew. 2c. Erlassenes nebst dem Anschluß Dero er=

digen, sondern auch die Strafe des ewigen Todes wird solches bei den Ungläubigen endlich zu Wege bringen. Dippel: was hier von der Wiederbringung aller Dinge berichtet wird, hat bei mir seine Richtigkeit. Da aber der Herr Autor Gott in dem §. nach der Lehre seiner Secte ansiehet als einen gerechten Richter, der mit seiner Sentenz zum Verderben der Menschen mit concurriret, oder eine positive Strafe über die Sünder gebracht; so macht er Gott zu einem medico, der erst die Leute elend und zu desperaten Patienten macht, damit er seine große Kunst wiederum in deren Genesung beweisen könne. Will man diese ridicule idée von Gott vermeiden, so muß man Eines aufgeben, entweder die Wiederbringung aller Dinge, oder das lästerliche Concept von Gottes positiven Strafen. Struensee §. 4: Christus ist gekommen, uns von dem Fluch des Gesetzes zu erlösen, Gal. 3, 13., die Strafe zu büßen, das gültige Sühnopfer zu werden, da alle vorige Fürbilder sein sollten. Dippel: Weder Gott noch das Gesetz kann einen positiven Fluch über den Sünder bringen, sondern beide declariren nur, was natürlich auf die Sünde folgen wird; also kann auch Christus diesen Fluch nicht von uns nehmen, als durch reelle Tilgung der Sünde. Weil er aber als Bürge und Mittler auf sich genommen, diese Befreiung an allen Creaturen zu bewerkstelligen, so mußte er auch in seiner angenommenen Menschheit den ersten Durchbruch machen, und die Methode zeigen, wie man durch widriges Gefühl, durch Sterben und Tod, der Sünde könne los werden und sich vor derselben bewahren. In diesem Sinne ist er ein Fluch geworden, oder hat sich Gott aufopfern müssen, um auch uns zu gleichem Tode zu pflanzen und Gott zu opfern; dies sein hohepriesterliches Amt, welches nicht schon längst vorbeigegangen, sondern mit dem königlichen und prophetischen seinen immerwährenden Fortgang im Geist und Werk der neuen Creatur hat. Die Opfer im A. T. reinigten imputative; das Blut Christi — besser und reeller — reiniget uns von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott. Sein ganzer Zweck in Christo ist, daß wir sollten heilig sein und unsträflich vor ihm in der Liebe; könnte dieser durch Imputation (Zurechnung) zuwege gebracht werden, so hätte Christus nicht nöthig gehabt, einen so sauern Weg zu wandeln und uns zu beschreiben. Struensee §. 5: Christus aber hat uns nicht allein von der Schuld und Strafe, sondern auch von der Befleckung, nämlich von der Herrschaft der Sünde durch sein Blut reinigen wollen. Wer also in Christi Blut will losgesprochen werden, muß auch bitten, daß er durch dasselbe immer mehr von aller Befleckung gereinigt und völlig geheiligt werde. Dippel: Was hier stehet, ist das Hinterste für das Vorderste gesetzet. Die Befreiung von der Sünde gehet voran, ehe die Vergebung und Absolution von der Sünde geschehen kann, weil die Strafe unmöglich von der Sünde kann separirt werden; Sinnesänderung und Bekehrung bahnet den Weg zur Vergebung..... Wir werden also gerechtfertigt, indem wir nach und nach gerecht werden, wie Er gerecht ist, nicht zurechnungsweise, auch

baulichen Vortrags habe erhalten und würde, wenn Ew. rc. dermalen an der Reihe zum Vortrag gewesen, es mit vieler Bewegung meines Herzens den Brüdern vorgelesen haben. Da aber Herr Kanzleidirector und Herr Haug, außer Herrn Graf Ludwig Franzens Gnaden, noch zurück sind, so habe für diesesmal zurückgehalten, bis die Reihe kommt, da denn Ew. rc. wohl selbst gegenwärtig sind. Ich berichte also hierdurch unterthänigst, daß Herr Kanzleidirector heute den Vortrag gehabt und mit dem schönen Liede: „mein gnug beschwerter Sinn rc.“ den Anfang gemacht und dann Röm. 15. zum Text gehabt, da er unter andern den Mißbrauch derer an den Tag gelegt, die in einem Stücke als Schwache getragen, in einem andern wieder Starke sein wollen. Da es denn so schwer mit der Ausübung auch der erkannten Wahrheiten halte, so sei der Zuruf sehr nöthig: schaffet — auch ihr zu euerem Gott erweckte und im Anbruch der neuen Creatur stehende Seelen, — daß ihr selig werdet. Ich danke denn Ew. rc. für mein Theil aufrichtig für die aus dem Apostel mir zugerufenen Worte der Aufmunterung. Die ewige Liebe gebe mir, daß ich mit Ihnen unter der Zahl derer sein möge, die ihre Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern; so werden wir auch unter denen erfunden werden, denen alles Zittern mit tausend Frohlocken vergolten werden wird rc. — Wie Zinzendorf unserm Grafen einen der Sei-

nicht so geschwind. „Der Gerechte werde immer weiter gerechtfertiget,“ sind die Worte nach dem Grundtext Offenb. Joh. 22, 11, welche Luther, damit nicht offenbar werde, daß er das Wort rechtfertigen, bei Paulo ganz in einem andern Sinn genommen, übersetzt: wer fromm ist, sei immerhin fromm.

Wer hat Recht, Luther und Struensee oder Dippel? Den römisch-katholischen Pharisäern gegenüber, welche lehren: der Mensch wird nicht durch den Glauben allein, sondern auch durch die Werke selig, welche dem menschlichen Dünkel die Hinterthür öffnen und die geängsteten Gewissen nie zur Ruhe kommen lassen, hat Luther Recht, da er lehrt: die Vergebung der Sünde, wodurch Gott uns als Gerechte annimmt, ist sein freies Geschenk, wir verdienen die Seligkeit nie. Aber den lutherischen und reformirten Pharisäern gegenüber, welche sich auf die zugerechnete Gerechtigkeit verlassen und die Besserung vergessen, hat Dippel Recht, welcher erinnert, daß Gottes Schenken und Zurechnen zugleich ein Neuschaffen, die Vergebung zugleich ein Sterben in und mit Christo sei. Gottes Ordnung aber bleibt fest: Christus ist uns gemacht zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. Unterscheide die Zeiten und die Feinde, gegen welche sie kämpfen, so wird nicht bloß die Schrift, sondern auch die Frommen mit sich selbst und unter einander übereinstimmen.

nigen mitgenommen, den Secretär Ph. Jac. Salzmann, welcher Informator seiner Comtessen wurde; so hatte er ihm dagegen einen Andern zugeführt, den oben erwähnten Joh. Ad. Struensee, welchen er als Hofcaplan seiner lutherischen Gemahlin und andern hier wohnenden Lutheranern anstellte. Zuverlässig war nicht er, sondern der als hitziger Bekämpfer der orthodoxen Kirchenlehre bekannte Dippel die Ursache jenes leidigen Zankes, in welchem wir beide oben gefunden haben. Wie Struensee sich später in seinem Königlich dänischen Kirchenamte als eben so ruhigen wie gelehrten Mann erwiesen hat, so erscheint er auch hier, eher zu stiller Zurückgezogenheit, als zu Streithändeln geneigt. Er folgte indeß bald einem Rufe als Prediger an die Moritzkirche in Halle; sein früher Abschied, im Sommer 1732, wurde von dem Grafen und der Gräfin sehr bedauert.

Zu den guten Früchten des guten Pietismus jener Zeiten gehört besonders auch die Befähigung, die wahre Frömmigkeit, wo sie sich zeigte, sowohl in den verwandten christlichen Confessionen, als auch in den verschiedenen kleineren Parteien und Secten anzuerkennen, welche in ihm lag. Man trat wieder bewußter auf das allgemeine oder katholische Gebiet jener Fundamentalwahrheiten des Christenthums zurück, auf welchem Alle stehen, die sich freuen, nach dem Namen des Herrn genannt zu sein; man wurde gleichgültiger gegen jene schulmeisterliche Behandlung des Christenthums, besonders durch lutherische Professoren, welche dasselbe nur als Lehre kannte, sich immer als rechtgläubig geberdete und am Ende nur rechthaberisch war; man begann wieder, bei aller Dankbarkeit für die Segnungen der Reformation, dennoch die dadurch entstandene Kirchenspaltung, welche ja die Reformatoren selbst durchaus nicht gewollt hatten, schmerzlich zu empfinden; man sehnte sich nach einer, wenn auch vor der Hand nur innerlichen Annäherung zu dem großen Ziele, welches die Verheißung des Herrn von dem Einen Hirten und der Einen Heerde, Allen, welche seine Erscheinung lieb haben, vorhält. Und eine Furcht vor der Ketzermacherei, welche diesen frommen Sinn „Religionsmengerei oder Synkretismus“ nannte, und damit den geistreichsten, edelsten lutherischen Theologen, Georg Calixtus, der schon hundert Jahre früher solchen erstrebt hatte, verdammte, kannte man in dem kleinen, reformirten Gebiete unsers Grafen nicht.

Daher konnten hier solche merkwürdige Erscheinungen vorkommen, wie daß Lehrer der Inspirirten Ehen zwischen solchen und Reformirten einsegneten, z. B. die des Dr. Carl, der sich damals noch zu jenen hielt, mit der Fräulein von Bülow; daß ausgewiesene, sectirerische Prediger in einer reformirten Kirche katechisirten, z. B. Seebach, und daß ein lutherischer Theologe einer Versammlung von Katholiken Gottesdienst hielt, wie Tuchtfeld. Dieser Mann, welcher „ausgehend aus dem Kreise der Pietisten zu Halle, die gesammte Kircheneinrichtung tadelte, die Lehrvorträge weder den Geistlichen vorbehalten, noch auf die Kanzeln beschränkt wissen wollte, den Hallischen Gottesgelehrten öffentlich in der Kirche widersprochen, dann umherziehend auf Marktplätzen, Kirchhöfen, im Walde und auf offenem Felde gepredigt hatte, war wegen der daraus entstandenen Unordnungen zuletzt in Berlin verhaftet worden.“ Zinzendorf bewirkte durch unmittelbare Verwendung bei dem Könige Friedrich Wilhelm I. dessen Freilassung, und er war es ohne Zweifel, der auch in Berleburg ihm Aufnahme und einen angemessenen Wirkungskreis verschaffte*). Sein Rednertalent und sein freimüthiges Urtheil, dabei sein Beruf für das, was man heutzutage „innere Mission“ nennt, gewannen ihm den Beifall unseres Grafen. Er wurde an Struensee's Stelle als Hofcaplan angestellt, ein Consistorial-Erlaß beauftragte ihn nachher, als wandernder Katechet in den ländlichen Kirchspielen Mittwochs zur Erbauung der Jugend Katechisationen zu halten, und die auf dem hohen Astenberge einzeln wohnenden armen Katholiken wurden durch ihn zuerst zu gemeinsamem Gottesdienst versammelt. Bald finden wir dann einen katholischen Geistlichen mit diesen Gottesdiensten beauftragt, der in einer Supplik bittet: „in Consideration zu nehmen, wie es einem Priester sehr verdrießlich, zur Winterszeit im Regenwetter unter dem blauen Himmel zu predigen und andere katholische Dienste zu verrichten, bittet daher, in hoher Herrschaft den Gottesdienst der katholischen Ordnung gemäß abhalten zu dürfen.“ Der Mann hatte also doch anfangs, an die bisher von Tuchtfeld beobachtete Ordnung sich anlehnend, nur gepredigt, noch nicht eine eigentliche Messe gehalten. Wie wohl-

*) Varnhagen van Ense: Leben Zinzendorf's, S. 153 rc.

thätig mußte es aber in der ganzen Gegend zur Wiedererweckung eines christlichen Gemeinschaftsbewußtseins zwischen Evangelischen und Katholischen wirken, wenn man sahe, daß von der evangelischen Landesobrigkeit und sogar durch evangelische Geistliche das religiöse Bedürfniß zerstreuter Katholiken geweckt, die Bildung einer katholischen Gemeinde angebahnt und dies so begonnene Werk von der katholischen Kirche aufgenommen und ausgeführt wurde. Bis dahin war ja die Kluft geflissentlich, und zwar von beiden Seiten her, immer nur vergrößert worden; man hatte sich gegenseitig so ausgeschlossen, als ob bei der andern Partei nur Abfall und Widerchristliches sei. Hätte unsere Kirche bei ihrer fortdauernden Verwerfung durch die römische mehr Schmerz und Geduld wahrer Liebe als Zorn und Rechtgläubigkeit zu beweisen gesucht, sie würde glühende Kohlen auf das Haupt des Feindes gesammelt und sich die Anerkennung der Wahrheitsfreunde in allen Ländern immer mehr erworben haben, statt daß sie nun Viele an sich irre geworden finden mußte. Es läßt sich nicht läugnen, daß nur der gute Pietismus es war, durch welchen die auf's Aeußerste gekommene Spannung wieder gemildert und jene Friedenspräliminarien vorbereitet wurden, welche später in den sogenannten Emser Punctationen erschienen sind, und welche seinerzeit ihre Ratification noch finden werden. Die Ereignisse auf dem Gebiete beider Kirchen seit dem letzten Jahrzehend zeigen, daß jene schärfere Spannung des Gegensatzes zwischen beiden, welche in Folge des von höherer Hand wieder erweckten religiösen Lebens seit Anfang unsers Jahrhunderts wieder hervorgetreten war, nur eine tiefere Lösung desselben vorbereiten sollte, und sie heben uns wieder deutlicher das große Ziel vor die Augen, die selige Hoffnung, daß unser deutsches Volk noch Eine Gemeinde des Herrn werden und unter allen Sprachen und Zungen der Völker den Preis des Lammes in seiner Weise noch verherrlichen soll.

Für das neuerwachte religiöse Leben jener Zeiten war auch eine „Gesandtschaft der griechischen Kirche an die abendländische, meistens protestirende, sonderlich um Beisteuer zur Auslösung der unter den Türken gefangenen Christen" sehr anregend. Durch dieselbe wurde nicht bloß die äußere Kenntniß jener Kirche, sondern auch das Bewußtsein der Glau-

bensgemeinschaft mit derselben unter den Evangelischen erweckt. Wenn man von dem Oberhirten der abendländischen katholischen Kirche leider! nur Bannbullen gewohnt war; so mußte es den christlichen Herzen ungemein wohl thun, in dem Sendschreiben des Erzbischofs und Patriarchen Paisius von Constantinopel, welches der Abgesandte desselben, Theodetus Polydes, überall in Deutschland und auch bei seinem Besuche in Berleburg im Juli 1732 vorlegte, dessen Friedens- und Liebesgruß „an Alle, die da glauben an die Lehre unseres Herrn Jesu Christi, alle rechtgläubige Christen, welche in seinem Namen in einer christlichen Kirche getauft worden“, zu lesen, und sich um der Liebe dessen willen, der da gesagt hat: ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich besucht, aufgefordert zu sehn, Theil zu nehmen an dem großen Werke der Befreiung wieder in türkische Sclaverei gefallener Christen. Der Gesandte wurde auch hier mit großen Ehren aufgenommen; der Graf ließ ihn aus dem Gasthofe in seiner Kutsche in's Schloß holen; das Sendschreiben des Patriarchen wurde auf seinen Befehl von allen Kanzeln den Gemeinden vorgelesen, und dieselben beeiferten sich nicht bloß, ihr Scherflein beizusteuern, sondern auch nähere Nachrichten von dem Zustande der griechischen Schwesterkirche zu empfangen. Man lernte in dem Gesandten, einem ehemaligen Superior der Kirche in Iberien und nachherigen Abt eines der zahlreichen Klöster am heiligen Berge (Athos) in Macedonien, einen „gelehrten und frommen Theologen kennen, der sich in Thun und Reden als einen geübten Lehrer erwies.“ Da er sich hier, wo er sich, wie er bekennt, in aller Liebe aufgenommen sah, längere Zeit als anderwärts aufhielt, auch um seine Glaubenslehre der griechischen Kirche drucken zu lassen; so hatte er Gelegenheit, die Lehren derselben den Fragenden mündlich ausführlicher aus einander zu setzen, wiewohl dies durch einen Dollmetscher geschehn mußte, da er nur der griechischen, lateinischen und italienischen Sprache mächtig war. Ein Zeuge berichtet, daß „man diesen Abt in den Hauptlehren sehr evangelisch befunden, vorzüglich darin, daß er mit seiner Kirche auch den Laien die Schrift frei in die Hand gäbe, wiewohl leider! keine große Menge geistlicher Schriften dort vorhanden sei; in der Lehre von der Rechtfertigung den evangelischen Grund zeige, auch mit derselben etwas wirksames Göttliches zur

Fruchtbarkeit in guten Werken in die Seelen kommen lasse; zwar an eine Verwandlung im heil. Abendmahl glaube, jedoch lehre, daß außer dem Genuß das Irdische irdisch sei und bleibe; nur die beiden Hauptsacramente und die Oelung habe, wiewohl so, daß die Kinder am siebenten Tage mit der Taufe auch gleich das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Oelung empfangen; nicht so viele Feiertage und Ceremonien habe, wie die römische Kirche, jedoch tägliche Gebetsversammlungen, Morgens und Abends; vom Fegfeuer und der Wiederbringung nichts wissen wolle, wenn schon sie Fürbitte auch für Verstorbene und Almosen rathe; eine strenge Kirchenzucht ausübe und ein durchaus untadelhaftes Leben der Geistlichen fordere, endlich auch den Gottesdienst überall in der Landessprache erlaube." Unverkennbar war und ist es die größere Duldsamkeit der griechischen Kirche und das gemeinsame Schicksal der Verketzerung, welches sie mit der evangelischen Kirche von der römisch-katholischen zu erleiden gehabt hat, was ihr die Herzen geneigter stimmt. Denn der eigentliche Grund ihrer Trennung von der römischen war ja nicht die geringe Abweichung in der Lehre, daß die griechische behauptete, der heil. Geist gehe **nur** vom Vater aus, werde aus ihm geboren, gleichsam wie der Sohn selbst, durch den er jedoch uns Menschen gesandt werde, während die römische richtiger nach der Schrift lehrt, er gehe aus vom Vater und vom Sohne; sondern die Autorität, welche die römische Kirche über die griechische behaupten wollte. Ihre Anmaßung des Stuhls Petri und der Stellvertretung Christi war schon damals (7tes Jahrh. n. Chr. Geb.) die bittere Wurzel des Zwiespaltes. Die große Abneigung freilich der griechischen Kirche, nicht bloß gegen Widerspruch und Streit, sondern auch gegen den Kampf der Wissenschaft, verräth, daß ihr jenes von Zinzendorf oben angegebene Kennzeichen einer apostolischen, recht lauteren Gemeine fehle. Selbst in dem Zustande der Erstarrung zeigt dieselbe aber dennoch in ihrem unveränderten Fortbestehen durch so viele Jahrhunderte jene wunderbare, erhaltende Kraft, welche nur da sein kann, wo ein uralter Segen nicht verschmäht worden ist, wie denn diese Treue auch in manchen Früchten einfacherer, reinerer Sitten, in einem demüthigeren Wesen der Geistlichkeit sich kund gibt, so daß wir dem Lobe unseres alten Berichterstatters heute noch beistim-

men können, wenn er behauptet, daß „diese Gemeinden im Morgenland noch Fußstapfen zeigen von der Einfalt und Lauterkeit der ersten Christen, welche mehr zur Glaubensthätigkeit als Wissensvielheit führet."

Von diesem Berichterstatter müssen wir hier noch etwas erzählen. Er ist die bekannte, nun aber sehr selten gewordene „geistliche Fama*), mittheilend neuere Nachrichten von göttlichen Erweckungen, Wegen, Führungen und Gerichten," deren erster Band, bestehend in zehn Stücken, sich im ersten Stücke als „eingesammelt und ausgestreut in Sarden" darstellt, in andern Stücken aber als „gesammelt und gedruckt in Philadelphia." Wie hier die Gemeinde des Druckortes, Berleburg, durch die apokalyptischen Namen, so wird die Ansicht und der damalige Standpunkt des Herausgebers, Dr. Carl, durch die verschiedenen Motto's der einzelnen Stücke bezeichnet, als da sind: „Das Reich Gottes ist herbeigekommen," oder: „wer Ohren hat zu hören, der höre," oder: „komm und siehe," auch: „ihre Blätter dienen zur Gesundheit der Heiden," — „siehe: Feuer und Heerd des Herrn," — „siehe, ich komme bald, selig ist, der da wachet." Ueber die Entstehung der Zeitschrift, deren Titel eine Nachbildung der damals in Leipzig erschienenen „Europäischen Fama" war, berichtet die Vorerinnerung zu Bd. I. 1733, nachdem sie bemerkt, daß „über alles Hoffen zehn Stücke solcher Sammlungen zusammengekommen: Viele Freunde haben den Wunsch gehegt, in diesen Zeiten, da so viele Begebenheiten, die zum Hause Gottes gehören, sich hervorthun, nur Ein und Anderes vorzustellen, um also statt der leeren und todten Zei-

*) Vergl. die Nachrichten darüber in Jung Stilling's Theobald, oder die Schwärmer, 3te Aufl. Leipzig 1828, Seite 116 ꝛc. Stilling vermuthet, sie habe aus zwanzig dicken Octavbänden bestanden; der neueste Herausgeber sagt: „sie enthält dreißig Octavbände und erschien 1731." Mir liegt bloß der erste Band und das 17te Stück vor. Da Dr. Carl mit seinem Schwiegersohn Struensee zu seinen Freunden 1732 nach Halle zog, auch Dippel, der durch seine Verbindungen in Dänemark, Schweden und vielen andern Ländern wahrscheinlich vorzüglich an dieser ersten Kirchenzeitung mitwirkte, schon 1734 starb, auch der Herausgeber Johann Jacob Haug, der Bruder des Kandidaten, in seiner „bibliotheca Haugiana, seu catalogo librorum, qui raritate et praestantia se commendarunt et prostant Berleburgi 1741 etc." nur den ersten Band für 1 Fl. 4 Xr. anbietet; so ist es kaum erklärlich, wie durch dieselben Herausgeber und Verleger 30 Bände, also 300 Stück an's Licht gefördert sein sollen. Das 17te Stück erschien 1735.

tungen der Welt einen geistlichen Vorwurf zum Unterricht und zur Erquickung an die Hand zu geben, weil doch die erweckten Sinnen eine solche Speise nöthig haben und es eine gute Hülfe ist, um den in den innersten Seelengrund eingestreuten Samen zur neuen Geburt und zum Wachsthum zu bringen, wenn die äußeren und inneren Sinnen, Phantasie und Gedächtniß, Verstand und Urtheil einen gleichen Vorwurf zur nützlichen Beschäftigung erlangen, und zwar nicht allein aus den vorigen Zeiten, sondern auch aus den gegenwärtigen. Den Einfältigen, die mit sehenden Augen nicht sehen, ist sehr nöthig, daß alle Räthsel und Dunkelheiten des geistlichen Lebens ganz betastlich vorgestellt werden; denn das Wort muß und will sich noch offenbaren im Fleisch und rechtfertigen im Geist. Darum will man im Beweise solcher Geschichten sich nicht auf diese und jene Schulsätze und Menschenzeugnisse berufen, sondern das Wort des Lebens selbst wird in seinem Schrift- und Geisteszeugniß, wo es aufgeschlossen, Zeugniß geben, was Geist und Wahrheit sei. Wenn Andere von ihren pharisäischen und sadducäischen Höhen über Solches, als Kinderspiel und Mährchen hinaussehen, so muß man sie in ihrem Eulen-Stand und Licht kreischen lassen. Die Erscheinungen der Geister und Engel z. B. sind allezeit vielem Zweifel unterworfen. Aber mit vernünftigen Urtheilen, ohne Erfahrungen, findet man der Sachen Grund nicht, und nach theologischen oder philosophischen Vorurtheilen die Geschichte messend, kommt man dem Ziele nicht nahe. Wollen wir uns denn bestreben, aus reellen Thaten des Geistes einen Aufschluß der göttlichen Weisheit zu nehmen, so wird uns gewiß dieser Weg tiefer in die Haushaltung Gottes führen, als wenn wir alle Quellen der Menschenschulen, Hermeneutik, Exegetik 2c. wollten aufgraben, zumal auch die Naturlehrer schon solche Vortheile gegen alle Hypothesen und Systeme erlernt haben, daß nämlich ex simplici collectione phaenomenorum (aus der einfachen Beobachtung der Erscheinungen) die richtigste aetiologia (Beweisführung) einer Sache zu finden.“ Von diesem Standpunkte aus lag in dem Unternehmen ein wesentlicher Fortschritt, ja, man darf behaupten, daß die hier ausgesprochenen Ideen, welche erst später recht erkannt wurden, in ihrer richtigen Anwendung und Verbreitung eine Hauptquelle der vielgepriesenen Bildung der zweiten Hälfte

des achtzehnten Jahrhunderts geworden sind. Die christlichen Männer, welche dieselbe zuerst aufnahmen und durch freundschaftlichen Verkehr unter sich entwickelten, haben ihre Kenntnisse und die Buchdruckerpresse zur Volksbelehrung in einer Weise fruchtbar gemacht, wie es bis dahin noch nicht geschehn war, und selbst wenn die Auswahl der Nachrichten und Erzählungen, die sie mittheilten, die Ausführung ihrer Idee anfänglich noch beschränkt und unvollkommen war; so war hier doch der Anfang zu einer Benutzung der Tagesgeschichte für die religiöse Volksbildung gegeben, der als solcher schon seinen großen Werth vor der Menge später zu diesem Zweck entstandener Zeitschriften behält, jedoch neben unzählige derselben gehalten, auch durch Auswahl und Reife des Urtheils sich gar sehr auszeichnet. Nur die große Empfänglichkeit der Menschen jener Zeiten in verschiedenen Gegenden kann freilich die vielen Auflagen des ersten Bandes und jene Theilnahme erklären, von welcher Stilling, der von sich bekennt, daß ihm das Werk in seinen Kinderjahren, wo er „so von ganzem Herzen zur philadelphischen Gemeinde in Berleburg gehörte, die größte Freude gemacht habe“ (er wurde neun Monate vor dem Tode des Grafen Casimir, den 12. September 1741 zu Grund, vier Stunden von Berleburg, geboren) sagt: „ich weiß aber auch noch viele Andere, die Sonntags Nachmittags im Zirkel herum saßen und bis in den vierten Himmel entzückt waren, wenn daraus vorgelesen wurde.“

Da rühmt uns Stilling eine „philadelphische Gemeinde zu Berleburg,“ also eine musterhafte, lebendige, geistesmächtige und treue (Offenb. Joh. 3, 8), und wir fragen billig: verstand er darunter die Kirchengemeinde oder eine neben derselben entstandene, also separatistische, — eine Secte? Wir wissen, seit der Kirchengeschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts, Gottfried Arnold, der auch in Berleburg viel gelesen wurde, sich der Ketzer aller Zeiten angenommen und gezeigt hat, daß bei ihnen oft mehr Philadelphisches gewesen, als bei der herrschenden Kirche, daß die Behauptung, eine Gemeinde sei eine philadelphische und zugleich eine Secte keinen inneren Widerspruch enthält. Schämte ja doch Paulus einst sich nicht, zu bekennen, daß er nach dem Wege wandle, den sie eine Secte heißen. Dabei ist aber wohl zu merken, daß der Separatist oder Secti-

rer Paulus sich nicht selbst abgesondert hatte, sondern mit der ganzen Gemeinde der Jünger Christi von den Juden ausgeschlossen worden war, daß er nach diesem Wege wandelnd diente dem Gott seiner Väter, glaubte Allem, was geschrieben steht, hoffte die Auferstehung der Todten und sich übte, ein unverletztes Gewissen zu haben, beides gegen Gott und die Menschen. Nicht also subjectiven Gelüsten folgte er und persönlichen Meinungen, sondern dem öffentlich geltenden Gesetze, er unterwarf sich dem unbestochenen Urtheile aller Menschen. So waren aber lange nicht alle, und namentlich nicht

Ein Separatist in Berleburg,

Christoph Seebach, von dem wir schon gehört haben. Auf ihn paßt ganz, was Salomo sagt, Spr. 18, 1: „Wer sich absondert, der sucht, was ihn gelüstet, und setzt sich wider Alles, was gut ist.“ Er war gebürtig von Tennstädt in Thüringen, als ein vertriebener Prediger schon von der Mutter des Grafen Casimir hier mit Familie aufgenommen und vielfältig unterstützt worden. Er scheint anfangs den Separatisten in Schwarzenau Versammlungen gehalten zu haben; erst im Jahre 1726 erlaubte ihm der Graf, in Berleburg kirchliche Katechisationen zu halten, nicht ohne Besorgniß, daß die gute Absicht, den Gaben und vielfältigen Kenntnissen des Mannes einen besseren Wirkungskreis anzuweisen, an den „bösen Vorurtheilen“ Vieler gegen ihn, als Separatisten, scheitern möchte. Der Anfang entsprach dem „von dieser Anstalt gehofften Vortheil.“ Seebach wurde der Gemeinde näher gebracht, und seine Katechisationen, wofür er aus dem Kirchenfonds keine Vergütung erhielt, fanden viele Theilnahme. Das dauerte aber nur bis zur Erscheinung Zinzendorf's. Diesem gegenüber scheint sich der Geist des Widerspruchs, „der sucht, was ihn gelüstet,“ wieder ganz desselben bemächtigt zu haben. Die hohe Meinung von seiner eigenen Person, die durch seine Vertreibung nur genährt worden war und in seinen gar absonderlichen Büchern sehr nackt hervortritt, wurde auf's Neue die Ursache, daß er sich innerlich von seinen wohlmeinenden Freunden absonderte und, weil er durchaus auf seinen Separatmeinungen bestand, bald auch äußerlich durch das Verbot der kirchlichen Katechisationen als Separatist wieder dargestellt werden mußte.

Besieht man seine Ansichten genauer, so zeigt sich recht deutlich, wie es nicht die Liebe der Wahrheit, sondern nur der Geist des Widerspruchs und der Selbstüberhebung war, dem er die Liebe der Menschen, den wahren Frieden seines Gewissens und das Glück seines Lebens zum Opfer brachte. Seinen Verfolgern in Thüringen und Franken gegenüber vertheidigt er die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, indem er in dem Rathschlusse Gottes einen ursprünglichen (antecedens) und einen nachfolgenden (consequens) unterscheidet und von jenem sagt: „er bestand darin, daß Gott alle Dinge, weder das kleinste noch das größte ausgenommen, die er durch seinen eingebornen Sohn schaffen wollte, dazu verordnete, daß sie Christi Leib und seine heiligen Glieder sein sollten“, von diesem, „daß, da Gott von Ewigkeit voraussah, daß sich eine unzählige Menge Creaturen durch den Sündenfall in seinen Zorn stürzen würde, er ihm den Vorsatz machte, er wollte durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes nach und nach ein jedes Geschöpf in seiner bestimmten Ordnung wieder zurecht bringen und in Christo unter Ein Haupt zusammenfassen.“ Ganz im Widerspruch damit behauptete er nun gegen Zinzendorf die arianische Lehre, Christus sei nicht Sohn Gottes, sondern nur ein Geschöpf, also weder der, zu dem Alles geschaffen, noch der, durch welchen Alles wiedergebracht werden soll. Sein schwankendes und eigenmächtiges Verhalten gibt sich in jener Zeit vielfältig kund. So wurde er im Juni 1730 von „Canzleirath Dippel und Pfarrer Abresch wegen seines ungewöhnlichen und anstößigen Ausgangs aus der Kirche vernommen, den er damit entschuldigte, daß er der Frau Gräfin Mutter und dem Grafen Ludwig Franz vorher gesagt habe, er werde in der Kirche den Vortrag thun, und da er daran unvermuthet behindert worden „(unstreitig durch den Inspector, und daher die wahre Ursache seines Zornes)“ so habe er schnell zu den genannten hohen Personen gehn und denselben die Ursache anzeigen müssen. Er habe sich nämlich in Schwarzenau auch sehr vergangen, da er sich größer als Johannes den Täufer, ja alle Apostel geschätzet, weßwegen Gräfin Henriette ihn reprochiret.“ „Gott erbarme sich solcher Menschen,“ schreibt Rosler. Bald darauf aber, im October: „Gott hat absonderlich der gestrigen Versammlung einen solchen Segen beigeleget, daß man nicht nur mit Herrn

Seebach über Vermuthen sich wohl verstanden, sondern auch sonst, in Betreff der künftigen Erbauungsart, zu einer besseren Ordnung den Anfang gemacht, damit man doch der alten apostolischen Kirche in diesem kleinen Modell etwas näher komme. Mir ist eine Stimme im Herzen erschallet: zu Berleburg ist meine Ruhe, da will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl!" Die "bessere Ordnung" scheint in folgender, handschriftlich noch von Seebach vorliegenden Punctation angegeben zu sein: "1) Eine jede christliche Versammlung ist von Gottes wegen schuldig, das Gebot des heiligen Geistes in Acht zu nehmen: seid der Wahrheit beflissen in der Liebe (Ephes. 4, 15). 2) Gottes Wort ist die Wahrheit (Joh. 17, 17). 3) Was derhalben ein Kind Gottes von dem Geiste der Wahrheit in der heil. Schrift mit lebendiger Erfahrung gelernt hat, das kann ihm nicht verboten werden, in einer Versammlung zu reden. 4) Denn Gott spricht: Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden, Deut. 25, 4. und 1. Cor. 14, 29: Die Weissager lasset reden, zween oder drei, und die Andern lasset richten. 5) Weil ich mich nun dessen vor dem Angesichte Jesu Christi rühmen kann, daß mir die herzliche Barmherzigkeit Gottes diese unaussprechliche Ehre angethan und mich zu einem Dreschochsen, d. i. zu einem Weissager oder Erklärer heimlicher Wahrheiten gemacht habe, so soll Jedermann, der sich unterstehn will, mir das Maul zu verbinden, wissen, daß er sich über Gott erhebe und wider seinen Befehl sündige. 6) Es behalten aber alle Brüder das Recht, dasjenige, was aus der dunkeln Rede der heil. Schrift ausgedroschen, zu prüfen und zu richten. 7) Doch gehet das brüderliche Richten nicht weiter, als daß sie reiflich untersuchen, ob die Schrift recht ausgedroschen und erklärt sei. 8) Denn es muß sich weder ein einzelner Mensch, noch eine Gemeine, noch die ganze Kirche Christi erkühnen, von dem, was der unendliche Verstand Gottes ausgesprochen hat, ein Urtheil zu fällen, es sei nicht nöthig, nützlich oder erbaulich, angesehn, daß Gott nichts redet, als was höchst nothwendig, nützlich und erbaulich ist. 9) Für wahrhaftige Glieder unserer Versammlung halte ich nicht allein die Gläubigen in Berleburg, sondern auch alle Kinder Gottes an allen Orten, insonderheit die lieben Brüder in Herrnhut. 10) Damit ich's nun allen Gotteskindern, insonderheit den lieben

Brüdern zu Herrnhut möglich mache, mein Dreschen zu richten, so will ich allezeit, so oft ich etwas neu ausgedroschen habe, solches aufschreiben und die Schrift den Gliedern dieser Versammlung überreichen, auf daß sie solche nach Herrnhut und andern Oertern übersenden können ꝛc." Schöner Beweis von Begabung und Demuth, und kein Wunder, daß unbekehrte, aber noch unverdorbenere und aufrichtige Gemüther Versammlungen, in welchen so viel Eitelkeit hinter der Frömmigkeit sich verbirgt, vermeiden, daß schlechtere sie, und zugleich alle Frömmigkeit verspotten. Daß Zinzendorf den Mann durchschaute, beweis't der nachfolgende eigenhändige Brief desselben: "Lieber Herr Seebach, wie höre ich das von Ihm. Thue Rechnung von Deinem Haushalten! Heißt das der Gemeinde Gottes gehorcht? Heißt das den Ausspruch der Herrnhuter Gemeinde abgewartet? Oder heißt das die Gemeinde Gottes verwirret? Herr, siehe an sein Toben und steure ihm, und errette Deine Kinder aus seiner Hand! Wie lange wird der Esau's-Geist wüthen? Wie lange wird seine Hand sein wider Jedermanns Hand, wie Ismael? Wie lange soll die Gemeinde winseln und girren? Wie lange sollen die Friedensboten draußen stehn und weinen? und wie lange sollen die Waiselein zum Vater schreien: rette uns von unserem Widersacher? Nicht lange, denn der hat gesagt: wahrlich, er wird sie erretten in einer Kürze. O Seebach! o darf ich Bruder zu dem sagen, den ich Vater nennen sollte, wer heißt Sie die Schrift meistern? Wer heißt sie auf den Vater taufen, und Sohn und Geist läugnen? Auf! wenn es sein soll, und laßt uns mit einander rechten. Wo steht's geschrieben, daß der Heiland, der von einem jeden faulen Wort Rechenschaft fordern will, selbst faule Worte geredet habe, und was haben wir für Recht, lieber Seebach! die Secten-Knechte zu tadeln, daß sie von der Schrift abgehen und Menschen-Satzungen tichten. Sie sind ein solcher Meinungs- und Menschentandskrämer, als ich jemals einen gesehen. Warum sagten sie denn das nicht in Berleburg, als ich da war, als ich antworten konnte? Warum hieß es denn, ich sage nichts, als das auch, was der Herr Graf redet? Wer die Wahrheit thut, der kömmt an das Licht. Haben Sie nicht die Schrift verfälscht? Habe ich nicht mit diesen meinen Augen zu Frankfurt eine Schrift von Ihnen gelesen, daß in der heil. Schrift die Wassertaufe

nirgends befohlen sei? Wenn wir so wollen reden, wer wehret uns zu sagen, daß in der ganzen heil. Schrift nicht zu finden, daß ein einiger Gott ist? Können Sie dem Worte dreieinig helfen, thun Sie es; aber machen Sie ein Wort, das die Wahrheit nicht halbiret, sondern ganz läßt: denn es ist Ein Gott, Ein Herr; aber es ist nicht wahr, daß Gott nur Vater ist. Gott ist Vater und Sohn und Geist, und wo ist decidiret, welcher der vornehmste ist? Wir haben vor uns das klare Wort: Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Wir wissen, daß wir nach dem Bilde Gottes geschaffen sind. Nun aber sind wir Leib und Seel' und Geist, oder, wie der Apostel redet, wir haben einen Geist ganz, samt der Seelen und dem Leibe. Darum sind wir nur Ein Mensch. Wer kann aber sagen, der Mensch ist nur ein Geist, oder aber, der Mensch ist nicht Leib und Seel, oder aber, der Geist allein ist Mensch, sonst nichts, und ist absurd, anders zu glauben: denn es ist nur Ein Mensch, und kein dreieiniger Mensch. Da haben Sie Vernunft und Schrift beisammen. Nun fechten Sie an der Klinge und werfen dieses über'n Haufen mit Schrift und Vernunft, aber mit einer Vernunft der Menschen und nicht der Geister, die Sie nicht gesehn haben, und vielleicht entia rationis sind. Das bekennen wir; helfen Sie Sich mit der Schrift, aber so, wie man eine Rede ordentlicher Weise verstehet, und machen keine neue significationes der Wörter und der Ausdrücke, welche niemals nicht existirt und Ihnen nichts helfen würden, wenn man schon erst ein solch Lexicon machen wollte. Gewiß, Sie bewegen mich und die Gemeinde zum Seufzen, und der Herr wird Sie schlachten, wenn Sie Sich nicht unverzüglich beugen. Denn es ist ein unerhörter Frevel, mit der Schrift also spielen. Wer davon thut, von dem wird Gott thun alles Gute, das in diesem Buche geschrieben ist, und seinen Theil wird er entrathen am Buche des Lebens. Ich muß aufrichtig sein. Gott versiegle es.

Herrnhut, den 26. November 1730.

Ihr treuer Freund und Diener, Zinzendorf.

P. S. Diesen Brief habe ich bis heute zurückgehalten aus Liebe und Hoffnung. Weil es aber nicht besser wird, so gehe er hin und richte sein Gewerb aus.

Herrnhut, am 5. Martii 1731.“

Wer fühlt sie nicht, die wundervolle Sprache der Liebe und Wahrheit in diesen Worten! Das ist die Sprache der wahren Kirche, ihren verwirrten Kindern gegenüber, zu allen Zeiten. Und von dem Manne, der sie führt, hat unsere Zeit und Kirche, ihre Theologen, Philosophen und Dichter, noch viel zu lernen. Brächte sie auch die Verirrten selbst nicht zurück, so belehrt, warnt und straft sie unzählige Andere. An Seebach blieb, nach menschlichem Ansehn, das Bemühen selbst eines Zinzendorf vergeblich. Ein Chronist schreibt kurz nach Castmir's Tode: „Herr Seebach, welcher vor etlichen Jahren als Prediger hier in der Stadt gestanden, wegen irriger Meinungen aber, davon viel zu schreiben wäre, seines Dienstes entlassen worden, lebt in der Stille und hält besondere Versammlungen zur Erbauung.“ Wäre Seebach nicht auch schon am 4. September 1745 in einem Alter von 70 Jahren gestorben, seine separatistische Versammlung also zu jener Zeit, wo der junge Stilling für die „philadelphische Gemeinde“ in Berleburg glühte, nicht schon längst zerstreut gewesen; — wir könnten dennoch behaupten: sie war nicht die, die er meinte. Vielleicht meint er

Die Inspirirten,

welche zwar nur in Schwarzenau und Homrighausen ordentliche Gemeinden bildeten, jedoch in Berleburg auch manche Mitglieder zählten und öfters Versammlungen da hielten und ihre „Zeugnisse“ hören ließen. Diese wurden vornehmlich „die Separatisten“ in der Gegend genannt, und mit Recht, weil sie Taufe und Abendmahl verwarfen und neben der heiligen Schrift die „Aussprachen“ oder „Zeugnisse“ ihrer Propheten als eben so hoch zu achtendes Wort Gottes stellten. Aber Stilling erkannte wohl das Gefährliche solcher Lehren und stellte den, der zwar nicht der Gründer, aber doch das vornehmste Werkzeug ihres — wie sie meinten heiligen — Geistes war, Joh. Fr. Rock, unter seinen „Schwärmern“ ziemlich oben an. Redliche, aufrichtige Leute, welche die Früchte des Glaubens in Fleiß und Sittenreinheit suchten, waren die Anhänger dieser Secte durch den Wahn, welchen sie mit den unnatürlichen, krankhaften und monströsen Zuckungen und Declamationen ihrer „Zeugen“ verbanden, doch in eine sehr falsche Geisteseinseitigkeit und Armuth gebannt. Wer eines dieser Zeugnisse gelesen hat — wovon sie viele Bände besitzen, und die sie in ihren

Versammlungen wie die heilige Schrift lesen — der hat sie alle gelesen. Ein neues Evangelium wird hier nicht und kann ja auch nicht gepredigt werden, und der beste Gewinn dieser „Aussprachen“ bleibt doch nur der, den wir auf natürlichem Wege auch in unsern Predigten suchen: Auslegung und Anwendung. Wenn es ihren Gebetsversammlungen allerdings auch ein gewisses Leben gibt, daß außer den Vorstehern und etwan auftretenden „Werkzeugen“ auch jedes Gemeindeglied das Recht hat, Worte der Lehre und Ermahnung zu sprechen; so schneiden sie sich doch selbst alle gründlichere Fortbildung der Lehre und des Lebens ab, indem sie die wissenschaftliche Erforschung der biblischen Sprache, der Lehre und Geschichte des Christenthums verschmähen und mit dem gelehrten Lehrstand auch die tiefere und zusammenhängendere Belehrung aufgeben, welche uns nun einmal nach Gottes Ordnung nicht durch geistliche Verzükkungen, sondern nur durch geistliche Arbeit zu Theil wird. Damit der Leser sich selbst ein Urtheil bilden könne über jene Erscheinung, welche besonders zu Casimir's Zeiten Deutschland erfüllte, so stehe hier der Anfang eines „Zeugnisses“ *). Von einer Missionsreise durch Süddeutschland bis nach Schafhausen „in ihren Herzen gelenket, den Rückweg gerade auf Schwarzenau zu nehmen“, kommen die Brüder Dr. Carl, Joh. Fr. Rock und Neun daselbst den 7. September 1725 an. Es wird dann am 9. September „bei Bruder Werlich in Berleburg auf Anrathen der Brüder die erste Versammlung gehalten, da sonst die Berleburger nach Homrighausen zur Versammlung gegangen, wodurch Bruder Schultheß und seine Frau auf's Neue mit angefasset worden. Als nun Bruder Rock und Neun so eben dazugekommen, so verstanden sie, warum ihre Herzen gerade in's Wittgenstein'sche zu reisen gelenket worden, und preiseten Gott, daß auch den Abgerissenen und Entfremdeten ein neuer Zugang zur Gemeinschaft eröffnet worden.“ Nachmittags gingen sie dann nach Homrighausen (welches sie in ihrer Sprache Homburgshausen, wie Schwarzenau Friedenthal zu nennen pflegten), um der Kinderversammlung beizuwohnen. Nach Absingung des Liedes: „Fahre fort mit Liebesschlägen ꝛc.“ kam Bruder Rock in Bewegung, und

*) Vergl. Jahrbücher der Inspirationsgemeinschaften, 14te Sammlung, Seite 72 ꝛc.

hatte folgendes Wort an die Gemeinde: „Es steiget ein Wörtlein aus der Tiefe, und rufet den Müden, sprechend: wo bleibt ihr so lange? mein Herz muß fühlen eine Abneigung nach der andern; ist doch mein Lebensbrünnlein noch für die Müden offen. Warum gedenket bald Dieses, bald Jenes, mein Heil ist noch fern, da es doch nahe ist? Wie lange soll ich noch harren, bis euer Geistes-, ja Glaubensmund aufgethan werde, zu empfahen meine einfließenden Liebes- und Lebenströpflein? Es verlanget meine Seele innigst darnach, denn das mütterliche Herz ist mittheilend; darum sage ich: kommet doch! (stand auf und wandelte) lieget nicht länger dem Feinde zu Spott! stehet auf, begegnet der Liebe, sie wandelt noch in eurer Mitte! Aber wie sehr ich rufe, so wollen sie doch nicht recht beweglich werden zu kommen, die Meisten bleiben lieber auf den Eigenheitshefen liegen, und versäumen also die angenehme Zeit. (Setzte sich wieder nieder.) Darum muß auch mein Geist immer auf's Neue wie in Geburtsschmerzen arbeiten, doch soll er nicht ermüden; allein das sage ich euch: kommet, dieweil mein Herz eröffnet ist u. s. w." Diese Ermahnung zu neuem Glaubenseifer bewegt sich nun ganz in demselben Tone noch mehrere Seiten fort. Mit dem Tode des Rock hörten diese, unter convulsivischen Zuckungen ausgestoßenen Zeugnisse allmählig auf, und wenn gleich die kleinen Gemeinden noch bis vor wenigen Jahren sich erhalten haben, so verschwand doch aller Einfluß derselben auf das religiöse Leben schon frühe, und schon seit Dr. Carl sich entschieden von denselben abgewandt, mehr und mehr. Er schreibt an Zinzendorf im October 1730 u. a.: „Mein Geist ist Jahr und Tag voller Schmachten gewesen, die Verbundenheit zum neuen Ernst in mir und Andern aufwecken zu helfen; und da meine alten Brüder solches Band zerrissen und mir nicht trauten, so kam in völliges Hinlegen dieser Hoffnung, als wenn die Bauung und Hauung der Tempelsteine im Verborgenen müßte fortgehn... Die Weisheit Gottes geht lieber in alte als in neue Formen, weil hier ein neu und subtiler Eigenthum aufgeht, wenn was Neues kommt, davon sich das Fleisch rühmen kann. Woraus kommen reellere Zeugnisse des Lebens Gottes, aus den finstern Secten oder den scheinbaren Formen? Haben die Papisten mehr Lichter, oder die Wiedertäufer, Quäker 2c.? Wie wirksam bin darin auch

gewesen in der Nähe und Ferne! aber nun werde müde und matt, wenn nur davon höre.“ Während der blutigen Verfolgungen der Evangelischen im südlichen Frankreich zur Zeit der Regierung Ludwig's XIV. unter den sogenannten Camisarden entstanden, wo das freie Bekenntniß verboten, und daher aus natürlichen Ursachen sich Werkzeuge gleichsam wider Willen schuf, hatte die ganze Erscheinung dieser Inspiration auch nur so lange eine gewisse Berechtigung, als die Verfolgung fortdauerte. Der damalige orthodox-kirchliche Protestantismus in Deutschland, neben welchem zwar eine solche Erscheinung nicht entstehen konnte, da er dem Bekenntniß Freiheit genug ließ, war aber doch nicht fähig, als sie auch hier hervortrat, sie ruhig und richtig zu beurtheilen, vielmehr fristete er selbst durch seine rohen Verfolgungen der Secte das Dasein. Wenn Rock in Frankfurt a. M. durch Inspiration befahl (März 1722): „Besuchet das Haupt der Pfarrer in dieser Stadt, gehet hin als Kleine zu solchen auf dem Throne sitzenden Geistern, bezeuget ihnen, daß sie ohne Nachfolge Jesu predigen, darum auch das Volk immer wüster und wilder wird, daß ihr Bestes, das sie noch haben, doch Heuchelei ist, darum ihr Dienst in Kirche und Abendmahl wie ein Aas vor mir sein soll, weil sie Verächter Gottes und der Nachfolge Jesu sind. Ihr, der Priester, aufgeblasener Sinn ist mir ein Gräuel; wie sollten sie mein Wort verkündigen, da sie doch Zucht nicht haben, sondern hassen? Darum gehet getrost hin und zeiget eure Liebe zu ihrer Besserung und traget ein gut Gewissen davon“; — wenn dann dieses Zeugniß dem Oberpfarrer, Dr. Pritius, und bald ähnliche dem Pfarrer Selig, auch dem Bürgermeister und Rath der Stadt in der Rathsstube auf dem Römer übergeben wurden; wenn die Folge endlich war, daß „Pritius die Beschuldigung des Geizes und Hochmuthes nicht im Geringsten wollte auf sich kommen lassen, nach Art des pharisäischen Geistes“, daß der Magistrat den Bruder Arnoldi in das bürgerliche Gefängniß, Rock aber bei Wasser und Brod in das Zuchthaus setzen, und beide nach einer Woche zur Stadt hinaus führen ließ unter grimmigen Bedrohungen bei Leib- und Lebensstrafe, daß sie nicht wieder kommen sollten: so war es gewiß nicht ohne innere Wahrheit, wenn Rock im Gefängniß dichtete:

Gottes Gnad' ist in der That
Hier in Frankfurt meine Stadt
Da mein Herze Ruhe hat.

Ich bin der Welt gekreuzigt hier
Und sie ist auch gekreuzigt mir,
Kehrt sie mich wie Kehrsal aus,
Ich bleibe doch in Gottes Haus.

Ich danke Gott für Brod und Wasser,
Ja für so viele Gütigkeit,
Es schmecket besser als dem Prasser
Die Wollust und die Ueppigkeit.

Auch kein Buch *) erfreuet mich,
Wenn nicht habe wesentlich
Gott in meinem Herzensgrund,
Zur Erquickung alle Stund'.

Wie die Secte der Inspirirten in der Unterdrückung und Verfolgung des freien Bekenntnisses Christi in Frankreich den Grund ihrer Entstehung gefunden hatte, so die der

Quäker,

Zitterer („Zittert vor dem Wort des Herrn!" hatte Fox, ihr Stifter, geb. 1624, einst seinen Richtern zugerufen, daher der Spottname), in der Ausartung des gesellschaftlichen Lebens in der bischöflichen Kirche in England, in dem kastenmäßigen Standesunterschied, welchen dort Geburt und Reichthum zwischen den Christen befestigt hatte. Diese Secte, welche erst im Jahr 1689 die kirchliche Duldung in England errang, stellte sich als eine „Gesellschaft der Freunde", wie sie sich selbst nannte, dem Hochmuthe der englischen Großen durch Rückkehr zu apostolischer Sitteneinfalt entgegen. Wiewohl sie mit den Inspirirten übereinstimmten in dem Glauben, daß eine besondere Erleuchtung durch den heiligen Geist noch heute eben so wie den Aposteln Jedem zu Theil werde, der ihr das Herz öffne, und daß Gott durch solche noch heute die Schulgelehrsamkeit der Theologen zu Schanden machen wolle, wie einst unter den Juden; so artete diese Ansicht doch seltener bei ihnen in eine das geschriebene Wort Gottes verachtende Schwärmerei aus, wie denn ihre ganze Richtung dem englischen Geiste entsprechend, weit mehr eine praktische war. Ihren Hauptgrundsatz: nicht zu achten irrdischen Rang, weltliche Macht und Reichthum, be-

*) Es war ihm der erste Theil der Berleburger Bibel- und Historien der Wiedergeborenen in den Arrest geschickt worden, wovon er in einem Brief schreibt: „ich muß bei meiner stillen Herzenseinkehr bleiben, und meine Zeit im Bibellesen vertreiben. Es ist gewiß nichts Schmackhaftes, viele Bücher lesen zu solcher Zeit, es vertreibt die Herzensinnigkeit; was ein Buch scheint gut zu machen, vertreibt das andere wieder. Bei der Berleburger Auslegung der Bücher Mosis, so schön die Materien scheinen, hat ein eigensüchtiger Geist mich daraus recht zur Kränkung angeblicket. Ich will lieber genießen als viel wissen." Charakteristisches Zeichen der Geistesrichtung der Inspirirten.

thätigten sie durch Entfernung aller überflüssigen Pracht, nicht bloß in ihren Bethäusern, sondern auch in ihrem Privatleben, in welchem sie die äußerliche Gleichstellung Aller gesetzlich machten durch Einführung übereinstimmender Trachten und durch Verdrängung aller Titulaturen durch das einfache „Du“, welches sie mit bedecktem Haupte selbst dem Könige gegenüber behaupteten. Auch ihre Weigerung des Eides vor der Obrigkeit beruhte in dem Bestreben, die dem Christen überall im Umgangsleben geziemende Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit zurückzuführen. Unser Graf stand mit mehreren Gliedern dieser Secte in Briefwechsel. Ein Benjamin Holme, wohnhaft zu Kendal in Westmoreland, schreibt ihm am 9. Januar 1728 in einem etwas gebrochenen Deutsch: „Geachteter Freund, obschon ich unbekannt bin, grüße ich euch freundlich um das, was ich gehört habe von eurer Frau Mutter und Nichte, daß ihr zusammen die Belohnung sucht, die nicht vergehn kann. Darum ist meine ernstliche Begierde, daß das Auge, das der Herr in euch geöffnet hat, das mehr als alle Herrlichkeit dieser Welt sieht, in euch allezeit möge offen gehalten bleiben, auf daß ihr also mehr und mehr möget sehn die Schönheit, die in dem Sohne Gottes ist. O, daß ihr ihn möchtet lieb haben und um seinetwillen Alles verlassen, dieweil in dem Gehorsam des Herrn viel Friede und Trost ist zu finden. Ich hoffe, daß der Herr euer eingedenk sein soll, als ihr demüthiglich sucht, in ihm befunden zu werden und in Betrachtung und Wohlthun vor ihm zu wandeln. Darum ist meine Begierde, dieweil euer Verstand als so weit geöffnet ist, daß ihr einsehet die Ledigkeit von der Taufe mit elementarischem Wasser, und auswendigem Wein und Brod, daß die Seele dadurch nicht kann gesättigt werden, und daß ihr möget ausgestreckt sein, um das Zeichen tragen zu können von der Taufe der ersten Christen, die sagen konnten, daß sie alle durch Einen Geist zu Einem Leibe getauft wären, und daß alle, die getauft wären, auch Christum hätten angezogen, 1 Cor. 12, 13. Gal. 3, 27. So konnten sie auch das Zeichen tragen von dem inwendigen Abendmahle mit Christus und sagen, daß ihre Gemeinschaft war mit dem Vater und seinem Sohne, Jesus Christus Mein Freund, dieses ist denn das, was ich von euch und eurer Frau Mutter und Nichte begehre, daß ihr zu diesem

Abendmahl möget kommen und gespeiset werdet von dem lebendigen Brod ꝛc. Ew. wesentlicher Freund B. H. N. S. Lasset mich doch wissen, ob ihr noch zusammen mit andern Gott suchenden Menschen auf den Herrn in der Stille wartet, um zu erkennen, ob seine Unterweisung durch seinen Geist in eueren Herzen zu finden ist, 1 Joh. 2, 27. Denn wir erkennen das auswendige Leben und Predigen nicht, es werde denn vollbracht durch die Gnade und den guten Geist Gottes. Lasset mich auch wissen, ob ihr Bücher habet von unsern Freunden, oder ob ihr einige davon haben wollt." Der Graf antwortet am 29. Februar 1728: „Liebwerther Freund! Ich habe euren Brief vom 9. Januar schon am 20sten desselben Monats erhalten. Ich danke Gott, der auch in entfernten Ländern unbekannte fromme Seelen erwecket, die sich meiner Noth, worin ich meiner Geburt und Standes wegen stehe, annehmen, und mit Vermahnungen zum Guten und zur Nachfolge Christi durch Verläugnung der Welt anhalten. Ach, ich kann nicht läugnen, daß die Güte meines Gottes eine ziemliche Erkenntniß und mehr Licht, als ich werth bin, in mich gelegt hat, so daß ich wohl weiß, daß die Hoheit, Pracht und Gewalt dieser Welt nimmermehr mit dem Leben Jesu Christi bestehen kann; aber dieweil der Weltgeist nur noch zu viel mich in seinen Fesseln hält, so bitte ich euch, nehmet euch doch meiner in aufrichtigem Gebet an, damit ich endlich einmal durch Jesum Christum aus solchen Banden erlöset, ein rechter Bruder aller gläubigen Seelen werden möge. Wer in den Lasten, darin ich stecke, nie gestanden, kann nicht begreifen, wie vielen Versuchungen man von innen und außen unterworfen ist. Ob ich euch auch nicht dem Fleische nach kenne, werden wir uns doch, wo wir anders einerlei Wege wandeln, in der seligen Ewigkeit persönlich kennen lernen, und unsern Gott zusammen loben und preisen. Ihr schreibt mir, ob ich von euren Büchern hätte, ich weiß aber nicht, welcher Gemeinde ihr zugethan seid, doch deucht mich, ich erkenne aus eurer Schreibart, ihr gehöret zu den sogenannten Quäkern. Wo solches wäre, so schickt mir nur einige eurer Bücher, insonderheit des Barklay Apologia religionis christianae, so er dem Könige Karl II. aufgesetzet. Ich bin auch beschäftigt, einer gewissen französischen Frau Guion Auslegungen über die ganze Bibel, so auf das innere Leben gehen, aus dem Französi-

schen ins Deutsche zu übersetzen, welche bei eine hier übersetzte und gedruckte Bibel gesetzt werden. Es werden auf Ostern zwei Theile davon heraus kommen; wo ihr sie zu haben verlanget, will ich sie euch gleichfalls senden. Meine Mutter läßt euch grüßen; meine Nichte*) ist aber vor einigen Jahren gestorben. Ich empfehle euch ferner der Gnade Gottes und bleibe euer wesentlicher Freund E." Holme berichtet dem Grafen nun weiter am 13. März 1728 u. a.: "Dasjenige denn, darnach das Volk, genannt Quakers, arbeitet, ist, daß sie die Völker mögen überreden, Gottes heiliges Licht lieb zu haben, das in ihre Herzen scheinet und ihnen eine Erkenntniß gibt von dem Bösen, auf daß sie dadurch mögen bewahrt bleiben und nicht, gleich vielen reichen Leuten, durch die Ehre und Macht dieser Welt verführt werden. Wir haben einen guten Willen zu allen Menschen; dieweil der Herr Jesus den Tod für Alle geschmeckt hat, so glauben wir auch, daß Alle sollen selig werden. Es ist eine große Barmherzigkeit, die an euch bewiesen ist, daß ihr nach dem Gute trachtet, das nicht verwelken soll. Ich habe durch Paulus Kripner von Amsterdam, der an euerem Hause gewesen ist, von euch gehört und an die Freunde in Holland geschrieben, daß sie euch senden des R. Barklay Apologie und andere Bücher mehr von den Freunden. Es soll mir angenehm sein, eins von den Büchern der Madame de Guion zu erhalten rc." Vielleicht befand sich unter den Büchern, die Benjamin Holme sandte, auch der von ihm selbst verfaßte Tractat, welcher eine Darstellung und Vertheidigung des Lehrbegriffs der Quäker enthält; wenigstens ist eine, wie es scheint, in Berleburg gedruckte Uebersetzung desselben vorhanden. In demselben treten die Unterscheidungslehren der Freunde und die eigentliche Ursache ihrer Abneigung gegen das herrschende Kirchenthum deutlich hervor: die dogmatische Abschließung, die Engherzigkeit und Verketzerungssucht der Kirchen einestheils, anderntheils die falsche Stellung des geistlichen Standes, und daß er fast allein das Chri-

*) Unter "Nichte" ist, da wir von einer solchen sonst nichts hören, wahrscheinlich die am 15. Juli 1724 gestorbene Tante Wilhelmine Philippine zu verstehn, in Beziehung auf welche der Graf im Tagebuche schreibt: "Du, Herzog unseres Lebens und Gebieter über uns alle, wirst sie jetzt mit tausend Freuden, nach so vielen Mühseligkeiten, aus Gnaden wegen ihres frommen, erbaulichen, mildthätigen und demüthigen Lebenswandels gekrönet haben;" wir sind ihrer wegen unserer Sünden nicht länger werth gewesen rc."

stenthum in Lehre und Leben zu vertreten hatte; überhaupt die einseitige und überspannte Auffassung des Christenthums nur als Sache der Religion und Kirche, die Verkennung seiner allseitigen Beziehung auf das ganze Leben, namentlich auch auf den Staat und seine Ordnungen, auf das gesellschaftliche Leben und die Sitte. Damit hing zusammen ihre Abneigung gegen alles Ceremoniell des Gottesdienstes, gegen die geistlose Behandlung der Schrift und das falsche Vertrauen auf den äußern Gebrauch der Sacramente. Diese Freunde wollten die Verzäunungen zerreißen, welche die Christen in unzählige Partheien spalteten, sie wollten das freie Band der Liebe um Alle schlingen; leider konnten sie den vielen nur eine neue Partei hinzufügen: aber ihre großattigen Grundsätze der Duldsamkeit, wie sie ihr großer Penn — der Mann, den die Indianer den Guten nannten — der Verfassung des Staats Pensylvanien zum Grunde gelegt hat, waren dennoch bis jetzt im Stillen wirksam, und sie werden von jetzt an in umfassenderer Weise im öffentlichen Leben es werden. Sie wollten, glaubend an die göttlichen Triebfedern, welche das Christenthum in die menschliche Natur legt, den Mechanismus und die Zwangsinstitute der Kirche durchbrechen, um jenen den ihnen entsprechenden freien Spielraum zu verschaffen; leider verfielen auch ihre Einrichtungen, öfters von dem belebenden Geiste verlassen, dem Gesetze aller irdischen Dinge, sie wurden todter Formalismus: dennoch aber werden die großen Wahrheiten, die sie ausgesprochen, die ihrer Entstehung zum Grunde lagen, und die guten Früchte, die sie getragen, sich noch als eine Kraft erweisen zur Erneuerung des großen Körpers evangelischer Christenheit. Diese Secte konnte sich der evangelischen Kirche, von der sie ausgegangen, gegenüber, nicht reinigen gegen den Vorwurf, daß sie mit dem äußerlichen Gebrauch der Sacramente auch die wesentliche Verheißung derselben verliere, daß sie mit ihrer Zulassung des weiblichen Geschlechts zum öffentlichen Reden in der Gemeine gegen die paulinische Vorschrift verstoße (1 Cor. 14, 34. 35); merkwürdig ist es aber, daß sie, die der kirchlichen Schulgelehrsamkeit so abhold, Theologen gar nicht besaß, jetzt die Anerkennung unserer tiefsten Theologen findet, und zwar gerade in ihrer Lehre von dem Geheimniß Christi im Sacrament; merkwürdig, daß gerade sie in neuester Zeit der

Welt das Beispiel einer Frau hingestellt hat, die durch ihre großartige Wirksamkeit für christliches Leben die Männer, und namentlich die Geistlichen, beschämt und ihrem Geschlecht für alle Zeiten ein Beispiel hinterlassen hat, wie es im Weinberg des Herrn wirken könne und müsse, — Elis. Frey. — So sehen wir, wie das Leben der Wissenschaft vorhergeht, wie das einfache, kindliche Gemüth übt, was kein Verstand der Verständigen sieht, wie die tiefsten und neuesten Ideen, in welchen die das Leben umgestaltenden Kräfte liegen, anfangs oft den herrschenden Lehren und Gesetzen gegenüber als Wahn und Unrecht erscheinen können. Der Grund liegt oft auf der Seite derjenigen, welche die neuen Wahrheiten verkündigen, in der anfänglichen Unfähigkeit, sie wissenschaftlich zu behaupten, weit häufiger aber auf der andern Seite, der der Conservativen, in der Unfähigkeit, die Noth zu empfinden, der abgeholfen, die sittliche Verworfenheit anzuerkennen, die abgethan werden muß.

Tuchtfeld theilte unserm Grafen aus Berlin unterm 20. März 1727 Abschrift eines Gesprächs des Königs Friedrich Wilhelm I. mit einem katholischen Grenadier Namens Fischer mit. Derselbe hatte in Potsdam in seinem Quartier Versammlungen gehalten; ein reformirter Prediger geht dahin, um ihn, wie er schon von der Kanzel gethan, zur Rede zu setzen. Als er die Bibel aus der Tasche holen will, sagt Fischer zu ihm: „Herr Pastor, laß er die Bibel nur immer stecken, er muß die Bibel im Herzen haben.“ Der Grenadier wurde ergriffen. In Brandenburg läßt der König ihn, während er bei Tafel gesessen, rufen und legt ihm folgende Fragen vor: „Fischer, was bist du von Religion? Antw.: Ich bin ein Christ durch Buße und Glaube geworden und befleißige mich täglich, in dem wahren Christenthum zu wachsen. Fr.: Du bist ja sonst katholisch gewesen? Antw.: Ja, ich bin in der katholischen Religion geboren und erzogen, aus deren sectirerischem Katechismo unterrichtet worden, habe auch nach ihren Satzungen gewandelt und mit großem Eifer für dieselben gestritten, bin aber bei dem allem noch kein wahrer, mit dem Geist und Sinn Christi gesalbter Christ gewesen. Nun aber bin ich's geworden, folglich bin ich nicht mehr katholisch. Fr.: Warum bist du nicht mehr katholisch? Antw.: Weil der äußere Buchstaben, die väterlichen Satzungen und Ceremonien, als der Schatten und das Bild der Religion, Niemand selig ma-

chen, sondern nur das innere Wesen, nämlich der durch die Liebe thätige Glaube, die neue Creatur. Fr.: Willst du nicht reformirt oder lutherisch werden? Antw.: Nein; das stehet allein bei Gott, der mein Herz davon überzeugen muß Fr.: Willst du denn katholisch bleiben? Antw.: In so weit wohl ein katholischer Christ nach der allgemeinen Liebe, aber nicht nach dem sectirerischen Popstthum; denn der Papst kann mir nicht helfen. Fr.: Was willst du denn sein? Antw.: Nach der Gnade, die mir Gott gibt, will ich als ein wahrer Christ leben und sterben; nach der Natur aber bin ich der größte Sünder, wo ich deren Reizungen nicht beständig durch den Glauben überwinde. Fr.: Wie habe ich dich heute auf dem Exercierplatze geheißen? Antw.: Einen Schwärmer. Fr.: Ich hätte dich einen Quäker heißen sollen? Antw.: Das wäre mir gleich lieb gewesen. Fr.: Habe ich nicht recht gesagt, daß ich dich einen Schwärmer geheißen? Antw.: Das werden Ihro Majestät am Besten wissen. König: Aber Fischer, ich will dich noch einmal so lieb haben, resolvire dich zu etwas: entweder reformirt oder lutherisch. Fischer: So ich nun, Ihro Majestät Gnade zu erlangen, mich zu der reformirten Lehr- und Kirchenordnung bekennte, nicht aber von Gottes Geist dazu getrieben würde, was wäre ich anders, als der ärgste Heuchler, der sich selbst und Andere auf das jämmerlichste betröge. König: Bist du denn vollkommen? Fischer: Ach nein u. s. w." In der That, der König hatte Recht: dieser Fischer war ein Quäker, ob er vielleicht wenig von dieser Secte wußte, weil er jeden Zwang des Staates zu irgend einer bestimmten Religion oder Kirche verwarf. Dieser Grundsatz, der ihm vor jenem König zum Vorwurf und zur Schmach wurde, welcher das Grundgesetz des Staates Pensylvanien ist: "daß alle Menschen, die hier wohnen oder künftig wohnen werden, die Freiheit genießen und das Recht haben sollen, das, was sie glauben öffentlich zu bekennen und ihre Ehrfurcht Gott auf die Art zu bezeugen, wie Jeder nach seinem Gewissen glaubt, daß es ihm am angenehmsten sei," — er ist die große Frage, welche unsere Zeit bewegt. Wenn diese Frage, hereingezogen in die Entwicklung der Zeit, gewaltsam und vielleicht feindlich —, — die Freunde der Kirche, welche den Schutz des Staates zu schätzen wissen, mit Sorge erfüllt; so wird uns doch eine genauere Vergleichung der Zeiten auch jene Uebelstände nicht verkennen lassen, welche

jener Schutz oft mit sich gebracht hat, und sie wird uns mit dem felsenfesten Vertrauen auf ihn, unsern ewigen König erfüllen, daß, wenn es in seinem Rathe beschlossen sein sollte, daß wir ferner solchen Schutzes uns nicht mehr erfreuen sollen, ja, daß die Form zerbrechen soll, welche bisher die Kirche äußerlich zusammengehalten hat, sei's als Kirchenstaat, sei's als Staatskirche, daß dann die heilige Gemeinde des Herrn nur in verklärter Gestalt und in edleren, festeren Formen wahrer Geistesgemeinschaft aus dem Sturze des Alten hervorgehen wird. Dann werden die Feinde des Kreuzes Christi, die es, nicht bloß die Kirche, von der Erde vertilgen wollen, sich schämen müssen, in neuer Kraft aber wird das Bekenntniß seines Namens von vieler Tausend Lippen erschallen.

Kommen wir von hier aus noch einmal auf unsere Frage nach der philadelphischen Gemeinde zu Berleburg zurück, so werden wir uns der richtigen Beantwortung derselben um ein Beträchtliches näher gerückt sehen. Es ist die weltüberwindende Macht des Evangeliums, daß es, wie es sich selbst eine Wissenschaft zu seinem umfassenderen, zusammenhängenden Verständniß, und damit der Welt für alle Gegenstände des Wissens den wahren Geist wissenschaftlicher Forschung gegeben, so auch eine Kirche geschaffen hat in dem bewußten Bestreben, das ganze gesellschaftliche und sittliche Leben der Menschen sich zu unterwerfen. Wissenschaft und Kirche waren so Leuchter, auf welchen die Flamme des göttlichen Lebens, welche der Herr auf Erden angezündet hat, brennen sollte vor aller Welt Augen, Boten seines Reiches an die Menschheit. So wenig wie die Wissenschaft und Schule, so wenig kann auch die Kirche in irgend welcher Verfassung Christus selbst, oder eine vollkommene Erscheinung seines Reiches sein, und so oft sie dafür sich hat wollen ausgeben, so oft sie die Prädicate der Einheit, Heiligkeit und Katholicität für ihre äußere Erscheinung hat wollen behaupten, so oft verließ sie auch die Stellung des demüthigen Vorläufers und des Jüngers, der da bekennet, „ich bin nicht Christus“, der nicht zu Paulus oder Apollo, sondern zu dem Herrn die Seelen bekehren will. Dann verfiel die Kirche in den Wahn, welcher spricht: „siehe hier ist Christus, oder dort“, dann traten ihre Diener in die Reihen der Schriftgelehrten und Pharisäer, welchen der Erlöser sagt: „ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet

vor den Menschen, ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein." — So ist denn eine philadelphische Gemeinde da, wo Wissenschaft und Leben zusammengehn, wo Natürliches und Göttliches einander durchdringen, wo Schule und Kirche sich immer auf's Neue an der Gnade, die Gott allein den Demüthigen gibt, erfrischen, wo sie nur Vorläufer, Träger und Boten des Reiches Christi sein wollen und jede Offenbarung der göttlichen Gnade, auch wo sie nicht als die Frucht ihrer Wirksamkeit erscheint, freudig begrüßen, wenn sie sich nur als solche im Leben bewährt. Ueberblicken wir nun unsere bisherige Darstellung, so kann sich uns ergeben, in wie weit wir in Berleburg zu den Zeiten des Grafen Casimir eine solche in der ersten Liebe, in Glaube, und lebendiger Hoffnung stehende Gemeinde des Herrn suchen dürfen. Die Mutter des Grafen war eine von frischem Glaubensleben durchwehte Seele, ihrer Familie, namentlich ihrem Erstgebornen eine wahre Monica (vergleiche Sonnt.-Bibl. Bd. II. S. 319). Der evangelischen Kirche ihrer Zeit gingen die oben bezeichneten Eigenschaften der Demuth und Treue ab, sie war in leerem Buchstabendienst gefangen; in diesem Zustande fand die Gräfin dieselbe sehr wahrscheinlich auch zu Berleburg. Um so mehr war sie bemüht, alle Mittel, welche ihre Zeit darbot, zur Wiederbelebung christlicher Gesinnung zu benutzen. Wie in unserer Zeit die christlichen Vereine, welche selbstständig und getrennt von der Kirche entstanden sind und bestehen, derselben ein vorzügliches Gnadenmittel der Erneuerung geworden sind, so in damaliger Zeit die kleinen Kirchlein in der Kirche, welche auf Anregung Spener's und Francke's sich hin und wieder um einzelne fromme Männer unabhängig von der Kirche bildeten. Unsere Gräfin erkannte ihren Werth, auch wenn sie von den Dienern der Kirche mit scheelen Augen angesehn und wohl gar zur Absonderung getrieben wurden. Unbekümmert um die Schmach, mit welcher solche fromme Männer als Sectirer und Schwärmer bedeckt wurden, nahm sie sie auf und bahnte ihnen den Weg in die Familien und Kirchen ihres Gebietes. Hierzu kam ihr die Vacanz des Inspectorates mit dem Tode des Pfarrers Eberhard Dülfen den 20. April 1699 sehr gelegen; von dem 35jährigen Wirken dieses Mannes ist dem Gedächtnisse der Gemeinde nichts aufbehalten. Die Gräfin ersetzte seine Stelle auf solche

Weise, daß sie hoffen durfte, den ganzen Strom des christlichen Lebens, wie er aus der außerkirchlichen Bewegung entsprungen war, in die Kirche, als sein natürliches Bette zu leiten; der Inspector Christ. Schefer täuschte ihre Hoffnungen nicht, er wußte die Lehre und Ordnung der Kirche so zu behaupten, daß die Neigung zur Separation unterdrückt und die kleinen, aus anderen Gegenden versprengten Ueberreste von Secten, wiewohl schonend geduldet, doch aus den Eingesessenen des Landes durchaus keinen Zuwachs erhielten. In diese Erndte trat nun Graf Casimir. Mit der festen Hand eines treuen Jüngers Christi ergriff und führte er die bischöfliche Gewalt, welche ihm als Landesherrn zustand, und mit einem Herzen voll Demuth und Glauben suchte er diesen Winkel der Erde zu einem Schauplatz der beseligenden Kraft des Evangeliums zu machen. Er trug sein Theil von den Gebrechen unserer Natur und seiner Zeit in aufrichtiger und tiefer Sündenerkenntniß, hielt aber auch um so treuer an dem offenen Bekenntnisse der Gnade, die mächtig ist in den Schwachen, und so wurde sein Leben eine schöne Darstellung wahrhaftiger Beugung auf einem von der Welt angesehenen, hohen Platz und zugleich christlicher Bildung, Begabung und Hoheit bei mäßigen, natürlichen Anlagen. So konnten die verschiedenartigsten Menschen bei ihm sich wohl fühlen; keine bürgerliche Stellung, auch kein kirchliches Bekenntniß schloß von seinem Wohlwollen und seiner Freundschaft aus, sofern er christliche Gesinnung dabei wahrnahm. Die gute Sitte, die Gastfreiheit, das gemüthliche, innig theilnehmende Leben seines Hauses ging auf seine Stadt über; sie wurde weit und breit wegen dieser Tugenden gerühmt und in manchen Kreisen noch lange, nachdem vielleicht die verborgenen Quellen dieses Lebens schon vergessen und versiegt waren, die Perle genannt. So dürfen wir denn wohl annehmen, daß jene „theure Gnade“, welche nach Francke's Aeußerung, „Gott der Allmächtige der Gräfin Hedwig Sophie und Andern ihres Orts und ihrer Gegend erwiesen hatte“, auch auf ihren Sohn und Nachfolger übergegangen und sich so reichlich über die Gemeinden seines Orts und seiner Gegend ergossen hat, daß Stilling mit Recht reden konnte von einer philadelphischen Gemeinde in Berleburg. Möge der Gott, der bis in's tausendste Glied segnet, jenen Segen je und je wieder erwecken!

Fünftes Kapitel.

Der Tod des Grafen Casimir und das Denkmal, welches er sich gesetzt hat, die Berleburger Bibel.

„Alle Streitfragen und Religionsdispute werden bald unter die Maculatur vertreten, die Bibelarbeiten hingegen bleiben bestehen; alle Parteien der Christenheit werden sich zu dieser einigen, lauteren Quelle halten, und die noch im Finstern sitzen, die Fülle der Heiden und Israels, werden nach diesem Lichte fragen."
Berleb. Bib. Vorrede zum 3ten Thle. S. 1.

Der Graf Casimir, obwohl ein großer, wohlgewachsener und dem Ansehen nach starker Mann, hatte sich doch keiner festen Gesundheit zu erfreuen. Oeftere, bedenkliche Krankenlager hinterließen seit 1725 jenes Uebel, welches ihm eine Schule unsäglicher Prüfungen wurde bis an den Tod, die Gicht. Sein vielfältiges Leiden war nicht umsonst; während der Tod mächtig war in ihm, war es das Leben in den Seinigen. Sein Sterbebette wurde Allen, welchen es vergönnt war, an dasselbe zu treten, eine Offenbarung der Herrlichkeit Christi. Ueber ein Vierteljahr lang war er an das Krankenzimmer gefesselt, welches er lebendig nicht mehr verlassen sollte. Wir irren nicht, wenn wir in den Reden, welche Tuchtfeld ihm sonntäglich da hielt, das Spiegelbild seiner Seelenzustände und den Stufengang seiner Erhebung zum Vater erblicken. Er predigte am 19. Februar 1741 von dem Streite in den Versuchungen, am 26sten von dem Freundesregiment Christi in seinem Gnadenreiche, und hier bemerkt der Graf noch: „unsere Gesundheit ist in den letzten Tagen erwünscht gewesen, wofür ich Gott von ganzem Herzen Dank sage und ihn kindlich bitte, daß er uns Gnade verleihe, unsere hinterstellige Lebenszeit, die recht kostbar und sehr kurz ist, anders nicht, als zur Verherrlichung seines Namens und zur Auswirkung unseres Seelenheils zu verwenden." Am 5. März hatte Tuchtfeld das Thema: von dem großen Sabbath und Ruhetag, am 12ten von der Offenbarung der Kinder Gottes und — nach einer Unterbrechung durch Abwesenheit — am 26sten von der nahen Gegenwart Jesu Christi. Indessen hatten die allgemeinen Beschwerden der Gicht schon andern, gefährlicheren Raum gegeben. Die Geschwulst der Hände hatte aufgehört, Brustschmerzen, Blutspeien und kurzer Athem hatten sich eingestellt, der Appetit hatte sich verloren, und der Kranke konnte die lan-

gen Nächte nur sitzend zubringen. Von den Nächten der Finsterniß im Sterben Christi predigte daher Tuchtfeld am Charfreitage und von dem königlichen Rechte des Sterbens und Auferstehens mit Christo auf Ostern, dann am 9. April von dem Eingehen in den eröffneten Himmel, und am 16ten von dem richterlichen Geiste der Gnade und des Rechts. Hier endigen die Aufzeichnungen des Tagebuches; bei ganz schlaflosen Nächten, allgemeiner, wassersüchtiger Geschwulst, besonders des Unterleibes, und vielen Beängstigungen, welche aber die Freudigkeit seiner Seele nie zerstören konnten, verrathen diese, gewiß nur unter großen Schmerzen gemachten Aufzeichnungen, einen hohen Grad von Selbstüberwindung und Ruhe des Geistes. Endlich, in der Mittagsstunde des 5. Juni kam sein Erlöser. Der Eindruck, welchen sein Tod auf Alle, welche gewürdigt wurden, Zeugen desselben zu werden, gemacht hatte, gibt sich in den Worten zu erkennen, mit welchen derselbe von den Kanzeln den Gemeinden bekannt gemacht wurde: „gleichwie nun seine hochgräflichen Gnaden eine sonderbare Großmüthigkeit, eine vollkommene christliche Geduld und Gelassenheit, und eine gänzliche Uebergabe in den Willen Gottes bewiesen, die Zeit Dero Abscheidens selbst zuvor benennet, und Dero Auflösung sehnlichst gewünschet und erwartet; also mögen wir insgesammt an dem höchst erbaulichen und merkwürdigen Lebensende unseres bisherigen gnädigsten Grafen und Landesherrn ein unverwesliches Denkmal der an unsern Seelen wirkenden Gnade Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi erkennen.“

Ein solches Denkmal der Gnade, die in ihm war, und die gestern und heute und auch in Ewigkeit allein selig macht im Leben und im Sterben, ist uns heute noch übrig in der Berleburger Bibel, von welcher wir in der Vorrede eines der neuesten Bibelwerke*) ein Zeugniß lesen, dessen Wahrheit viele andere Uebersetzer und Erklärer der Bibel mit der That anerkannt, aber verschmäht haben, öffentlich auszusprechen. Es heißt: „ferner wurde herbeigezogen die zu ihrer Zeit in gewissen Kreisen hochwichtige, von den neuen Uebersetzern, wie sich hier zeigt, im Stillen fleißig benutzte, immer noch sehr beachtenswerthe Berleburger Bibel.“ Wiewohl sie den Namen des Grafen nirgends an sich trägt, so

*) Polyglottenbibel, bearbeitet von Dr. Stier und Dr. Theile, Bielefeld, 1846, bei Velhagen und Klasing, 4 Theile.

dürfen wir das Werk doch vornehmlich ihm zuschreiben; denn er hatte die Männer hier um sich versammelt, welche die gelehrte Arbeit der neuen Uebersetzung ausführten, und der vornehmste derselben, der von Straßburg, „weil er den Leuten die rechte Wahrheit gesagt hat," vertriebene Kandidat der Theologie, Johann Friedrich Haug (gestorben den 14. März 1753), hatte seine Subsistenz mit seiner Gattin Juliane Charlotte, geb. von Rauchbar-Lengsfeld, nur durch ihn. Er war es, der durch seine Mittel und seine Verbindungen den Druck ermöglichte, und zwölf sehr starke, enggeschriebene Quartbände bekunden den fleißigen Antheil, welchen er durch Uebersetzungen aus dem Französischen der Madame de Guion an der Arbeit selbst nahm. Die erste Idee des Werkes, wie sie von Haug ausgegangen, bezeichnet dessen vornehmster Mitarbeiter an der Uebersetzung, Inspector Christ. Schefer, in einer öffentlichen Einladung zur Subscription, wo es heißt: „es hat die Vorsehung des Herrn uns hiesigen Orts eine ziemlich große Bibelarbeit unter die Hand gegeben, da man sich vorgesetzt, unter des Herrn Beistand: 1) eine neue Uebersetzung nach dem Grundtext herauszugeben, da man sich denn sonderlich auch der englischen, holländischen und französischen Uebersetzungen bediente und solche fleißig eingesehn; 2) sind der Madame Guion geistreiche Schriften zum alten und neuen Testamente zu übersetzen vorgenommen und das Vornehmste an seinem Ort beigefügt worden, da man deren Worte gar bald an dem tiefen, innern Sinn des Geistes unterscheiden kann; 3) sind anderer gelehrter und gottseliger Zeugen Gedanken, auch einige Anmerkungen über den Zustand unserer Zeiten, nebst Erklärungen des Buchstabens hinzugethan worden, alles nach dem Maaße der Gnade, so der Herr hat gnädig verleihen wollen. Nachdem nun die bisherige Weise durch Einlegung zu Loosen, da man jedes für 2 fl. bekommen hat „(so viel kostete jeder einzelne der 8 Bände in Folio)", zu langsam von statten gehet, so wünschte man, daß Seelen, die die Beförderung des Reiches Christi durch solche Zeugnisse sich wollen angelegen sein lassen, zu einem erklecklichen Vorschuß an Geld sich möchten bewegen lassen. Die Versicherung ihres Vorschusses wird ihnen in der Bibel selbst angeboten, da zumal eine hohe Landesobrigkeit dieses Werk möglichst zu befördern sich vorgenommen." Diesen Wunsch

spricht der Graf selbst in einem Briefe an B. Holme aus, wo er schreibt: „sollte Euch und den übrigen Brüdern in England, die Deutsch verstehn, diese Arbeit wohlgefallen, soll es uns angenehm sein. Da dieses Werk etwas langsam von statten geht, weil es uns an den erforderlichen Geldmitteln fehlt, so habe ich auf's einfältigste anfragen wollen, ob man nicht gegen Caution so vieler Theile 100 Guineen vorgestreckt bekommen könnte? ich wollte für das Geld caviren, und es sollen 200 Theile unserer Bibel übermacht werden. Ich würde keine solche Forderung thun, wenn ich nicht wüßte, daß die Brüder Alles gern befördern, was zur Ausbreitung des Reiches Gottes gereicht, und versichere, daß kein Verlust des Geldes soll zu befahren sein.“

War dieses Bibelwerk eine Frucht edler Duldsamkeit, welche seine Verfasser zusammengeführt und ihnen den Gedanken eingegeben hatte, durch dasselbe für „alle Partheien der Christenheit“ zu arbeiten; steht es noch da als ein Denkmal tiefer Glaubenserfahrung und als erster Herold einer Union der verschiedenen Confessionen in der Liebe: so wird auch das Gebet nicht unerhört bleiben, welches wir in dem 1. Bande seines Exemplar's von der Hand des Grafen Casimir lesen: „O Du heiliger, hochgelobter Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist! Dir statte ich mein herzliches Lob ab, daß Du mir in meiner bisherigen Arbeit gnädig beigestanden und nun den ersten Theil Deines seligmachenden Wortes öffentlich hast darlegen lassen; mit demüthigster Bitte, daß Du doch mit Deinem Geiste mir beistehen wollest, damit meine arme, verfinsterte Seele auch einiges Licht von diesen, in Deinem heiligen Worte liegenden, herrlichen Wahrheiten empfangen möge, Deine Bestrafungen Platz greifen und ich den Weg, den uns Dein lieber Sohn vorgewandelt hat, einschlagen, Deine Verheißungen sehn und also nicht einer bloßen Wasserröhre gleichen möge, durch welche das hellste Wasser Andern zu Nutz geleitet wird, die aber selbst nichts davon für sich behält und genießt. Ach, ich bitte Dich, laß doch viele Seelen durch dies Buch erbaut werden, beschütze es gegen alle Anfälle der Welt und des Satans zu Deines Namens Verherrlichung und vieler Seelen Erweckung. Amen.“

Diesem aber wollen wir nahekommen und wir glauben dies eben dadurch zu erreichen, daß wir uns bemühen werden, unsere Lebensbeschreibungen in einer möglichst Allen verständlichen kernhaften und gedrängten Darstellung abzufassen. Jede Lebensbeschreibung soll nur ein oder höchstens zwei Hefte füllen. Hauptaugenmerk wird dabei Anregung, Erweckung, Erbauung und nützliche Unterhaltung sein. Sollten bei Männern, die durch ihr frommes und gottseliges Leben würdig sind, in dem Andenken der Nachwelt erhalten zu werden, die Nachrichten so spärlich sein, daß sie sich nicht zur Darstellung eines vollständigen Lebensbildes eignen, so werden wir wenigstens das Merkwürdigste, unserm Zwecke Entsprechende aus denselben ausheben und in unserer Bibliothek mittheilen.

Somit empfehlen wir dieses Unternehmen, durch welches wir zum Auf- und Ausbau des Reiches Gottes gern beitragen möchten, allen Freunden christlicher Wahrheit und christlichen Lebens, namentlich denen, welchen die Pflege der Seelen anvertraut ist, wie den Predigern und Lehrern zur weitern Verbreitung in ihren Kreisen. Und weil es in unserm Plane liegt, verschiedene Gaben und Kräfte hier zu vereinigen und wirksam werden zu lassen, so fordern wir Alle, denen Freudigkeit und Gabe verliehen ist, an diesem Werke mitzuarbeiten, auf, sich an die „Redaction der Sonntags-Bibliothek" unter der Adresse der Verlagshandlung zu wenden, um das Nähere über Honorar und sonstige Bedingungen zu erfahren.

Die Redaction der Sonntags-Bibliothek.

Von der Sonntags-Bibliothek erscheinen jährlich 4 bis 6 Hefte, Je 6 Hefte bilden einen Band.

Der Preis eines Heftes ist für Abnehmer — Abonnenten — eines Bandes von 6 Heften 4 Sgr.

Einzelne Hefte kosten dagegen 5 Sgr.

Velhagen & Klasing.

Inhalt des ersten Bandes.

1. Heft.	Leben Jung-Stillings von Fr. Bodemann.
2. "	Leben Paul Gerhards von Victor Strauß.
3. "	Leben Bogatzkys von E. Steffann.
4. u. 5. "	Leben Jacob Speners von C. A. Wildenhahn.
6. "	Leben Johann Wessels von B. Bähring.

Inhalt des zweiten Bandes.

1. u. 2. Heft.	Leben Magister Christian Scrivers von Ferdinand Brauns.
3. "	Leben Johann Friedrich Oberlins von A. Rothert.
4. "	Leben Johann Gangolf Wilhelm Forstmanns von K. F. Ledderhose.
5. "	Monica, die Mutter Augustin's von Carl Barthel, und Leben Petrus van der Velden von Adolf Dammann.
6. "	Leben Johann Arndts von Fr. Bodemann.

Inhalt des dritten Bandes.

1. u. 2. Heft.	Leben Friedrich Wilhelms III. von L. Overbeck.
3. "	Leben John Newtons von J. J. Heim.
4. "	Leben David Zeisbergers von J. J. Heim.
5. u. 6. "	Leben des Grafen von Zinzendorf von F. Brauns.

Preis jeden Bandes 24 Sgr. = 1 Fl. 27 Xr. rh. = 1 Fl. 12 Xr. C. M.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.